Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters

Wilhelm Lübke

A. civ. 237º

A. civ.

Digitized by Google

P No 115

Vorschule

zur

Geschichte der Kirchenbaukunst

des Mittelalters.

Von

Wilhelm Lübke.

Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 85 in den Text gedruckten Illustrationen.

Leipzig.

Verlag von Emil Graul.

1858.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorwort zur vierten Auflage.

Die neue Gestalt, in welcher meine „Vorschule" hier auftritt, ist eine wesentlich erweiterte und, wie ich denke, verbesserte. Die einzelnen Partieen, namentlich der Abschnitt über die Gothik, sind beträchtlich umgearbeitet und durchweg bei jeder Stylentwicklung die wichtigsten Bauwerke der verschiedenen Gebiete Deutschlands als Beispiele angeführt worden, damit der lernbegierige Laie überall an die wirkliche Anschauung anknüpfen könne. Drei Abschnitte: die altchristliche Basilika, der byzantinische Styl und der deutsche Backsteinbau sind neu hinzugekommen und haben den Umfang der kleinen Schrift beinah verdoppelt. Dennoch ist sie über die mit Absicht enggezogenen Gränzen eines kurzgefaßten Leitfadens nicht hinausgegangen und dürfte auch ferner neben den verdienstlichen, umfassender angelegten Werken von H. Otte (Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie des deutschen Mittelalters. Leipzig. T. O. Weigel. 1854) und A. H. Springer (Die Baukunst des christlichen Mittelalters. Bonn. Henry u. Cohen. 1854) ihre bescheidene Stelle behaupten. Durch den Uebergang der Vorschule in den-

ſelben Verlag, welchem meine „Geſchichte der Architektur“ angehört, iſt es möglich geworden, eine beſſere Ausſtattung, namentlich ſchönere, klarere und zahlreichere Illuſtrationen, die als Holzſchnitte dem Texte beigedruckt ſind, hinzuzufügen. Somit darf ich die neue Auflage wohl getroſt den Anfängern im Studium unſerer mittelalterlichen Kirchenbaukunſt als erſtes Hülfsmittel darbieten.

Berlin, am 27. November 1857.

W. L.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorrede zur vierten Auflage III
Einleitung 1
I. Die altchriſtliche Baſilika 3
II. Der byzantiniſche Styl 9
III. Der romaniſche Styl.
1. Die Baſilika 14
2. Abweichende Formen 36
3. Gewölbebau 37
IV. Der Uebergangsſtyl 43
V. Der gothiſche Styl.
Das Syſtem 54
Erſte Epoche 63
Zweite Epoche 65
Dritte Epoche 70
VI. Der deutſche Backſteinbau 74
Regiſter 81

Verzeichniß der Abbildungen.

Fig.		Seite
1.	Grundriß von S. Paul bei Rom	4
2.	Inneres von S. Paul bei Rom	5
3.	Korinthiſches Kapitäl	6
4.	Römiſches Compoſita-Kapitäl	6
5.	Joniſches Kapitäl	7
6.	Antikes Conſolengeſims	7
7.	Anſicht von S. Apollinare in Ravenna	8
8.	Grundriß des Münſters zu Aachen	10
9.	Grundriß von St. Sergius zu Conſtantinopel	10
10.	Kapitäle von S. Vitale zu Ravenna	11
11.	Kapitäl aus S. Marco zu Venedig	12
12.	Grundriß der Kirche zu Hecklingen	15
13.	Längendurchſchnitt der roman. Baſilika	16
14.	Arkaden von St. Godehard in Hildesheim	16
15.	Romaniſches Fenſter	17
16.	Querſchnitt der Baſilika	18
17.	Grundriß der Kirche zu Königslutter	20
18.	Grundriß von St. Godehard zu Hildesheim	20
19.	Grundriß der Kirche zu Gernrode	22
20.	Grundriß von St. Michael zu Hildesheim	22
21.	Attiſche Baſis	23
22.	Pfeilerbaſis aus der Kirche zu Laach	24
23.	Würfelkapitäl	26

Fig.	Seite
24. u. 25. Kapitäle aus St. Godehard in Hildesheim	27
26. Kapitäle von St. Ják in Ungarn	27
27. Romanische Deckplatten	28
28. Pfeiler von Hecklingen u. Gernrode	29
29. Gesimse von Faurndau u. Denkendorf	30
30. u. 30 a. Rundbogenfriese von der Kirche zu Schöngrabern	31
31. desgl.	32
32. Schachbrett-, Schuppen- u. Zickzackfries	32
33. Choraufriß der Abteikirche zu Laach	34
34. Tonnengewölbe	37
35. Kreuzgewölbe	37
36. Romanisches Gewölbsystem	39
37. Gegliederter romanischer Pfeiler	39
38. Grundriß des Doms zu Speier	40
39. Spitzbogenformen	41
40. Längendurchschnitt vom Dom zu Limburg	44
41. Fenstergruppe von Riddagshausen	47
42. Fenstergruppe vom Dom zu Münster	47
43. Fenster von St. Gereon zu Köln	47
44. Radfenster	48
45. Fenster von St. Quirin zu Neuß	48
46. Halbirtes Rundfenster	48
47. Kleeblattbögen	48
48. Portal zu Heilsbronn	49
49. Hufeisenbogen von Göllingen	50
50. Zackenbogen von Freiburg	50
51. Spätromanische Säulenbasis	51
52. Kapitäl vom Dom zu Magdeburg	51
53. Längendurchschnitt von St. Quirin in Neuß	53
54. Querschnitt des Doms zu Halberstadt	56
55. Gothisches Fenster	56
56. Grundriß des Doms zu Köln	57
57. Querschnitt des Doms zu Köln	59
58. Kapitäle des Doms zu Köln	60
59. Wasserschlag	60
60. Kreuzblume	61
61. Krabbe	61
62. Wimperge vom Dom zu Köln	61
63. Fenster vom Dom zu Naumburg	63
64. Fenster zu Ober-Marsberg	64
65. Gothischer Pfeiler	64
66. Pfeiler vom Dom zu Köln	65
67. Profil der Gewölbrippen	65
68. Fensterdurchschnitt	66
69. Fenster der Wiesenkirche zu Soest	66
70. Nase	66
71. Querschnitt des Doms zu Minden	67
72. Grundriß des Doms zu Minden	68
73. Grundriß der Elisabethk. zu Marburg	68
74a. Fenster von St. Lamberti in Münster	71
74 b. Fenster der Wirsenkirche zu Soest	71
75 a. Kielbogen (Eselsrücken)	72
75 b. Tudorbogen	72
76. Gothisches Astwerk	73
77. Kapitäl vom Dom zu Naßeburg	75
78. Kapitäl der Kirche zu Jerichow	75
79. Bogenfries der Kirche zu Jerichow	76
80. Fries aus Naßeburg	76
81a. Pfeiler aus St. Jacobi zu Rostock	77
81 b. Pfeiler aus der Kirche zu Dobberan	77
82. Bogenfries der Dominikanerkirche zu Krakau	78
83 a. u. 83 c. Portalprofile von der Marienkirche zu Rostock	79
83 b. Portalprofil von der Nicolaikirche zu Rostock	79
84. Grundriß der Kirche zu Dobberan	80
85. Grundriß der Liebfrauenkirche zu München	80

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Einleitung.

Wir beabsichtigen an diesem Orte nicht, den ästhetischen oder überhaupt den geistigen Inhalt der kirchlichen Baustyle im Allgemeinen so wie der einzelnen Formen darzulegen, was besonders nach Kugler's[1]) und Schnaase's[2]) geistvollen Arbeiten müßig erscheinen möchte. Der Zweck dieser Blätter ist, die nothwendigsten Grundbegriffe, die materiellen Elemente des christlichen Kirchenbaues durch Schrift und Bild klar zu machen und so den vielen gebildeten, dieser Sache aber unkundigen Laien einen möglichst vollständigen Leitfaden in die Hand zu geben, aus welchem sie Belehrung über die Bestandtheile des Bauwerkes wie über die technischen Benennungen derselben gewinnen können. So weit es uns nöthig erscheint, werden wir dabei auch die statische, mechanische Bedeutung der einzelnen Elemente und Formen berühren, verweisen indeß Jeden, der über diesen Punkt sich genauere Belehrung zu verschaffen wünscht, auf den vierten und fünften Band von Schnaase's trefflichem Werke. Wir glauben durch Lösung dieser Aufgabe dem Studium kirchlicher Baukunst ein nicht unwesentliches Förderungsmittel zu bieten, um so mehr, da es bis jetzt an einem kurzen Leitfaden dieser Art gefehlt hat, und die Freunde mittelalterlicher Architektur

[1]) Handbuch der Kunstgeschichte von Dr. Fr. Kugler. 2. Aufl. Stuttgart 1848.
[2]) Geschichte der bildenden Künste von Dr. Carl Schnaase. Düsseldorf.

vielfach vom Eindringen in die Lehrbücher abgeſchreckt wurden durch die Maſſe der als bekannt vorausgeſetzten techniſchen Bezeichnungen, die gleichwohl dem Laien in den meiſten Fällen nicht geläufig zu ſein pflegen. Der Gegenſtand unſerer Darſtellung wird die Entwicklung der Kirchenbaukunſt des Mittelalters in Deutſchland ſein, ſo weit dieſelbe nach den vorhandenen Denkmälern der Erforſchung offen liegt. Um indeß die Vorſtufen, von welchen die Baukunſt im Abendlande ausgegangen iſt, zu veranſchaulichen, ſchicken wir eine kurze Schilderung der altchriſtlichen und der byzantiniſchen Architektur voraus.

I.

Die altchriſtliche Baſilika.

Die erſten chriſtlichen Gemeinden, die noch unter dem Druck des feindſeligen Heidenthums lebten, verſammelten ſich zur Feier ihrer religiöſen Liebes- und Gedächtnißmahle theils in den Wohnungen angeſehener Glaubensgenoſſen, theils in den Katakomben, den unterirdiſchen Begräbnißſtätten Rom's. Sobald aber durch Kaiſer Conſtantin das Chriſtenthum Anerkennung und Freiheit erhielt (ſeit dem Jahre 313), begann man mit der Errichtung von Gebäuden, die der gemeinſamen Gottesverehrung als Stätte dienen ſollten.

Jene Zeit war im ganzen äußeren Zuſchnitt des Lebens und alſo auch der Kunſtübung abhängig von der heidniſch-römiſchen Ueberlieferung. Kein Wunder daher, daß man auch für die Kirche nach antiken Vorbildern ſich umſah. In der Baſilika, der Kauf- und Gerichtshalle der Alten, fand man das geeignetſte Muſter. Dies waren oblonge, rings von Säulenſtellungen umgebene und mit Mauern eingeſchloſſene Bauten. Der Mittelraum war bei ihnen meiſtens ohne Dach, wurde aber von bedeckten Umgängen in zwei Geſchoſſen umzogen. Hier fand der Markt- und Handelsverkehr ſeine Stätte. An der einen Schmalſeite ſchloß ſich eine auf Stufen erhöhte Halbkreisniſche (Tribuna) an, welche den Sitz eines Gerichtshofes bildete.

Die chriſtlichen Baumeiſter nahmen dieſen Grundplan auf, gaben ihm jedoch diejenigen Aenderungen, welche der neue Zweck erforderte. Es galt einen beſonderen Raum für die Prieſterſchaft und einen für die Laien zu

ſchaffen, beide von einander getrennt und doch auch wieder genügend verbunden. Die Prieſter nahmen ſonach die große Tribuna (von ihrer Form auch Concha oder Apſis genannt) ein, welche dadurch zum Presbyterium (Prieſterſitz) wurde. In der Mitte errichtete man auf dem Grabe eines Märtyrers (der ſogenannten Confeſſio) den Altar, über dem ſich ein durch Vorhänge verſchließbarer Baldachin (das Ciborium) erhob. Hinter dem Altar an der Wand der Tribuna reihten ſich um den in der Mitte befindlichen erhöhten Thron des Biſchofs die Sitze der Geiſtlichkeit.

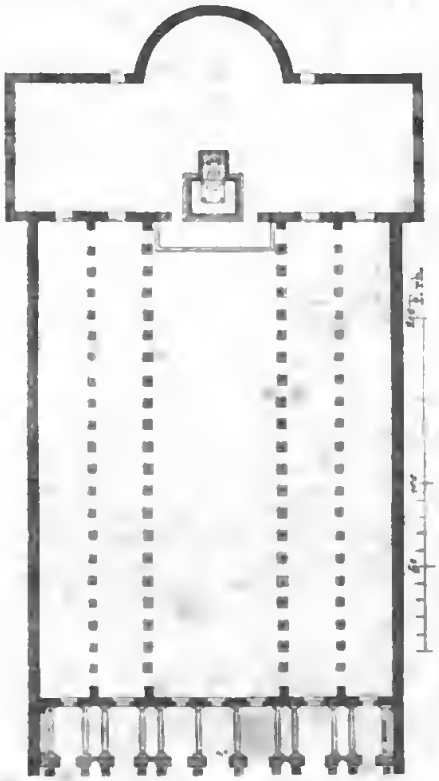


Fig. 1. Grundriß von St. Paul bei Rom.

Damit der Blick auf den Altar frei werde, beſeitigte man die Säulenſtellungen, welche hier in der antiken Baſilika die Kaufhalle vom Gerichtshofe getrennt hatten. Zugleich ſchloß man den großen Mittelraum (das Schiff) durch ein mächtiges Dach, deſſen Balken mit einer Felderdecke verbunden wurden. Nachmals ließ man die Decke wohl fort und erhielt dadurch (vergl. Fig. 2.) den Blick in den offenen Dachſtuhl. Auf beiden Seiten begleiteten nun, durch Säulenſtellungen abgeſondert, die Seitenſchiffe (auf jeder Seite eins und in größeren Baſiliken ſogar zwei, wie in St. Paul zu Rom) das Mittelſchiff, das durch die Tribuna einen impoſanten Abſchluß erhielt. Da aber die großartigere Entfaltung des Gottesdienſtes einen erweiterten Raum für das Presbyterium wünſchenswerth erſcheinen ließ, ſo fügte man in ganzer Breite des drei- oder fünfſchiffigen Langhauſes, ja noch etwas über dasſelbe vorſpringend, ein Querhaus (Querſchiff, Kreuzſchiff) zwiſchen die Apſis und das Schiff, ſo daß die Kirche eine Kreuzform erhielt.

Endlich ließ man an der dem Altarraum gegenüberliegenden Schmalſeite die Eingänge und fügte dort eine Vorhalle mit einem Hofe (Atrium)

an. Hier hatten ſich die Büßer aufzuhalten, hier erhob ſich auch inmitten des Hofes der Brunnen, aus welchem der eintretende Gläubige zum Zeichen

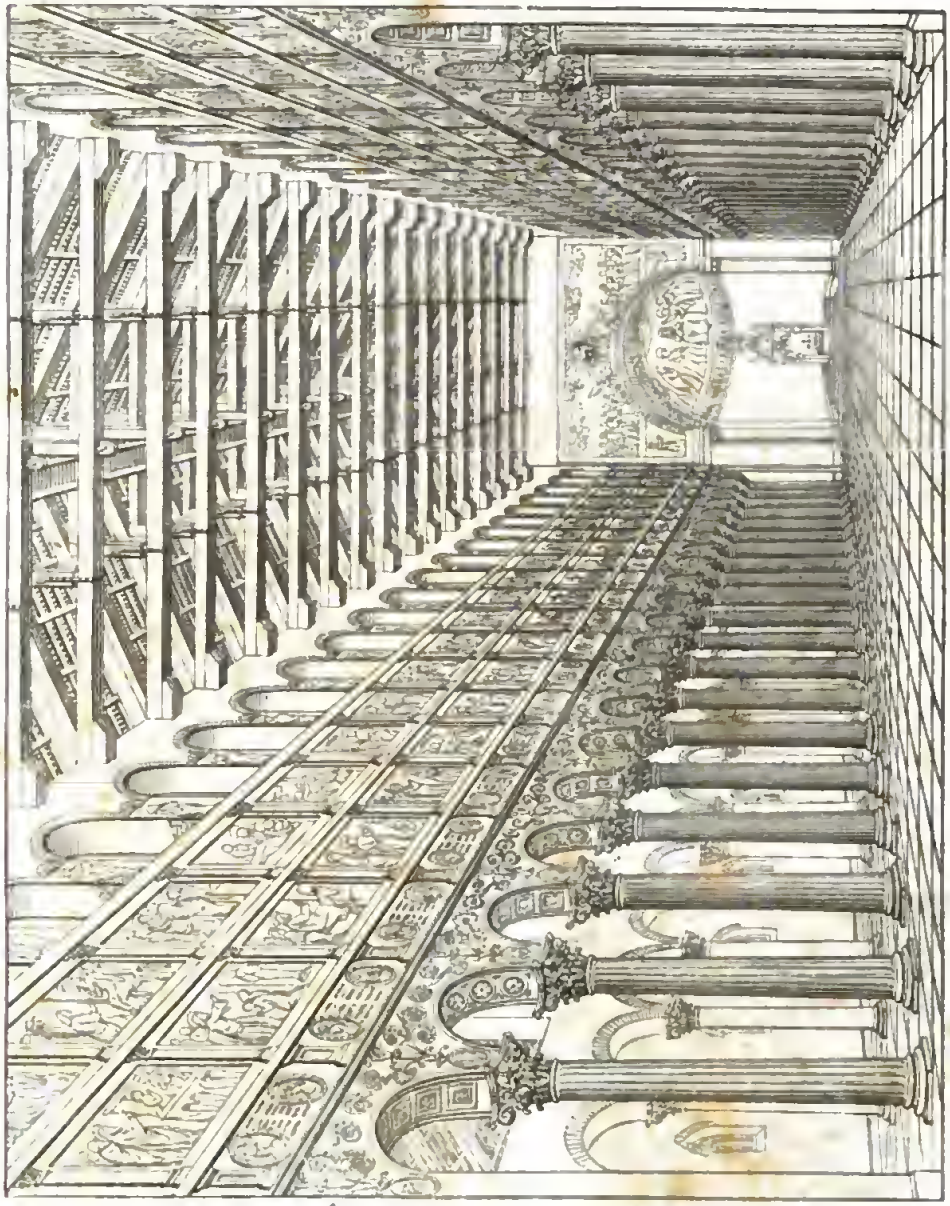


Fig. 2. Inneres von St. Paul.

innerer Reinigung ſich beſprengen mußte. (In den gegenwärtigen Kirchen dienen die Weihbecken am Eingange dieſem Zweck.)

Dies im Weſentlichen die Grundanlage der altchriſtlichen Baſilika. Was die Dispoſition der Räume betrifft, ſo waren die Seitenſchiffe — in

der Regel ohne Obergeſchoß, bisweilen mit einem ſolchen — ungefähr halb ſo hoch wie der Mittelraum. Bedeckt wurden auch ſie durch horizontale Felderdecken, über welchen die ſchräg anſteigenden Pultdächer ſich erhoben und an die Obermauer des Mittelſchiffes ſich lehnten. Ueber denſelben erhielt das Hauptſchiff durch eine Reihe von halbkreisförmig geſchloſſenen Fenſtern ſein Licht. Auch in den Umfaſſungsmauern der Seitenſchiffe lagen ſolche Fenſter.

Zu den Säulen verwendete man die zahlreichen Reſte antiker Prachtbauten, ſo gut man ſie bekommen konnte. Wo es nicht genug gleichartige gab, behalf man ſich mit ungleichen, indem man die Differenzen der Höhe durch Verkürzen der Schäfte oder durch poſtamentartige Unterlagen aufzuheben ſuchte. Am zahlreichſten kommen Säulen mit korinthiſchen Kapitälen vor. Dieſe ſehr reiche und elegante Form (vergl. Fig 3.) hat einen kelchartigen Aufbau; zwei Reihen fein gezackter Akanthusblätter bekleiden den Kern und laſſen aus ihren Zwiſchenräumen kräftige Stengel emporſchießen, die ſich theilen und auf den Ecken kräftige, ſchneckenartige Glieder (Volnten), nach innen ſchwächere, aber ähnlich gewundene Schnecken, hervortreten laſſen. Eine andere der vorigen verwandte Form iſt das Römiſche oder Compoſita-Kapitäl (Fig. 4.). Die beiden unteren Blattkränze hat es mit jenem gemein; darüber legt ſich aber eine ſchwere Doppelvolute in pomphafter, der römiſchen Prunkſucht zuſagender Ausbildung. Am ſeltenſten kommt das einfachere Joniſche Kapitäl vor (Fig. 5.), deſſen Haupt-

Fig. 3. Korinthiſches Kapitäl.

Fig 4 Compoſita-Kapitäl.

glied aus einem Polſter mit ſchneckenförmiger Ausbiegung, der Volute, beſteht.

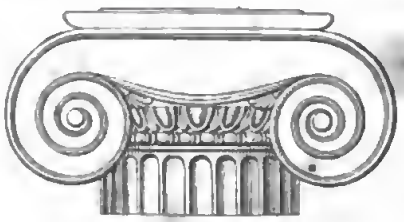


Fig. 5. Joniſches Kapitäl.

Die Säulen wurden zuerſt nach dem Vorgange der antiken Bauweiſe durch ein Steingebälk, den Architrav, verbunden, das in der römiſchen Kunſt meiſtens aus drei übereinander vortretenden horizontalen Streifen gebildet iſt. Bald jedoch, da man den Säulen weitere Abſtände und zugleich der laſtenden Obermauer eine kräftige Stütze zu geben wünſchte, verband man die Säulen durch Halbkreisbögen (Archivolten), wie ſie auch unſere Abbildung von St. Paul zu Rom unter Fig. 2. zeigt. Die Oberwände, beſonders aber die oberen Theile der Apſis, ſchmückte man mit prächtigen Moſaikgemälden auf Goldgrund. Eine Hauptſtelle für ſolche Decoration war ſchließlich noch die Wand des Triumphbogens, d. h. desjenigen mächtigen Bogens, welcher den Abſchluß des Mittelſchiffes gegen das Querhaus bildet. In der Regel ruht derſelbe auf zwei koloſſalen vortretenden Säulen; ſo auch in St. Paul auf Fig. 2.

Während das Innere ſomit durch Benutzung antiker Reſte einen reichen und großartigen Eindruck gewährte, blieb das Aeußere im Weſentlichen einfach und ſchmucklos. Die hohen Mauern zeigten keinerlei Gliederung und Belebung, höchſtens daß die Geſimſe mit antiken Conſolen (Fig. 6.) verſehen wurden, und daß die Façade wohl Moſaikgemälde erhielt. Im Uebrigen wirken dieſe Gebäude durch ihre einfache, oft großartige Anlage ernſt und bedeutend auf den Beſchauer.

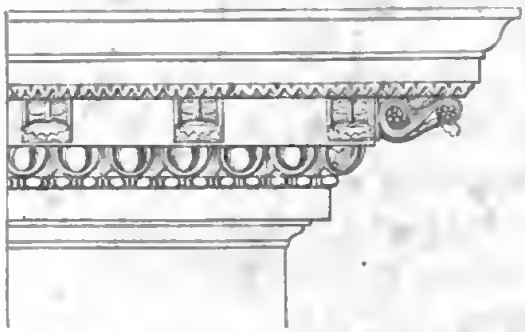


Fig. 6. Antikes Conſolengeſims.

Nur Ravenna zeigt in einigen Kirchen eine Belebung der äußeren Wandflächen durch pilaſterartige Mauerverſtärkungen, welche mit Halbkreisbögen verbunden ſind. So in der Baſilika S. Apollinare (Fig. 7.), zu-

gleich ein Beiſpiel frühzeitiger Anlage eines Glockenthurmes, den die älteſten Baſiliken noch nicht hatten, und der in Italien auch ſpäter faſt immer neben dem Kirchengebäude ſteht.

Fig. 7. S. Apollinare zu Ravenna.

Der altchriſtliche Baſilikenbau währte von Conſtantins Zeiten die folgenden Jahrhunderte hindurch ſowohl in Italien, als im übrigen Abendlande, welches von Rom ſeinen Glauben, ſeine Prieſter und ſeine Kirchenbaukunſt empfing. Erſt der romaniſche Styl, der etwa um's Jahr 1000 aufkam und eine Fortbildung der altchriſtlichen Baſilika unternahm, machte jener Bauweiſe ein Ende. In Rom dagegen blieb ſie im Weſentlichen unverändert bis in's dreizehnte Jahrhundert herrſchend.

Unter den römiſchen Bauten dieſer Art war die alte Peterskirche, von Conſtantin gegründet und erſt durch den Umbau von St. Peter im 16. Jahrh. verdrängt, eine der wichtigſten. Nicht minder bedeutend war die 1823 durch Brand zerſtörte und neuerdings wiederhergeſtellte Paulskirche vor den Mauern Rom's. Beide Gebäude fünfſchiffig. Sta. Maria Maggiore hat drei Schiffe und Säulen mit Architraven; St. Agneſe und S. Lorenzo haben ein zweites Geſchoß (Emporen) über den Seitenſchiffen. In S. Clemente folgt auf je drei Säulen ein Pfeiler, in S. Praſſede auf je zwei Säulen ein breit vortretender Pfeiler, mit ſeinem Gegenüber durch große Gurtbögen verbunden, welche den Dachſtuhl ſtützen helfen.

II.

Der byzantiniſche Styl.

Als Conſtantin ſeine Reſidenz nach Byzanz verlegte, welches durch ihn den Namen Conſtantinopel erhielt, nahm auch hier alsbald die chriſtliche Kirchenbaukunſt ihren Anfang. Wie in Rom bildete die Baſilika den Ausgangspunkt, und es fehlte namentlich in der erſten Zeit in der neuen Kaiſerſtadt nicht an Baſiliken, welche ohne Zweifel von den römiſchen kaum irgendwie abwichen. Nur in einem Punkte gab man der Baſilikenanlage hier eine weſentliche Modification: in den Emporen, welche man über den Seitenſchiffen anbrachte. Dies war eine durch die orientaliſche Sitte herbeigeführte Anordnung, denn jenes obere Geſchoß wurde als Gynaeceum den Frauen ausſchließlich vorbehalten. Wo wir dieſelbe Einrichtung an römiſchen Baſiliken fanden, da iſt dieſelbe durch den Einfluß des byzantiniſchen Gebrauches zu erklären.

Bald jedoch geſtaltete ſich in Byzanz, unter dem vereinten Wirken mancher äußeren und inneren Urſachen, eine andere Bauweiſe, welche von der flachgedeckten Baſilika Abſtand nahm, um zu einer weſentlich neuen und originellen Compoſition zu greifen. Das conſtructive Grund-Element dieſer Architektur iſt das Gewölbe, und zwar vornehmlich das Kuppelgewölbe.

Kuppeln hatten auch die Römer ſchon gekannt und angewandt. Das Pantheon zu Rom iſt eins der impoſanteſten noch jetzt erhaltenen Werke dieſer Art. Die Kuppel läßt ſich ihrer Form nach als eine halbirte hohle

Kugel bezeichnen, welche einen kreisförmigen Raum bedeckt. So wenigstens erscheint ihre primitivste Gestalt, wie sie bei den Römern in Gebrauch war.

Anders entwickelte sich die Kuppel in Byzanz. Da sie hier mit einem complicirten mehrschiffigen Gebäude in Verbindung zu bringen war, so mußte sie vor allen Dingen auf einzelnen Stützen hoch emporgehoben werden. Zu dem Ende ordnete man eine Anzahl von kräftigen Pfeilern — in der Regel acht, aber auch vier — in centraler Aufstellung an. Diese wurden zunächst mit kräftigen Gurtbögen verbunden. Auf den Gurtbögen erhob sich sodann ein acht- oder vierseitiger Oberbau, in dessen Ecken man Gewölbstücke (Zwickel oder Pendantivs) einsetzte. Dadurch wurde der Uebergang zum Kreise vollständig hervorgebracht, und nun konnte man leicht von einem kräftigen, ringförmigen Gesimskranze aus die Kuppelwölbung aufführen. An die Hauptkuppel schlossen sich nun in der Regel kleinere Nischen, von Säulen unterstützt; an diese reihten sich weiterhin nach allen Seiten untergeordnete Nebenräume, über welchen das obere Geschoß für die Frauen sich befand. Mochte sich nun der ganze Bau polygon gestalten, wie an S. Vitale zu Ravenna (achteckig), am alten Münster Karls des Großen zu Aachen (sechzehneckig) (vergl. Fig. 8.), oder mochte er ein Quadrat ausmachen, wie an S. Sophia und St. Sergius und Bacchus (vergl. Fig. 9.) zu Constantinopel: immer war es ein Centralbau, den die große Hauptkuppel mit ihrer dominirenden, durch den Kranz rundbogiger Fenster einfallenden Lichtmasse genügend charakterisirte. Nur an der Ostseite machte die nach außen dreiseitig vortretende, im Innern halbrund geschlossene Apsis eine Ausnahme,

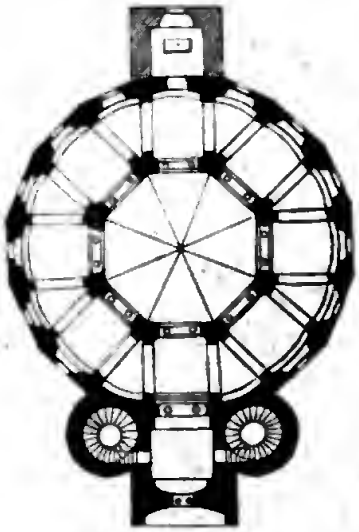


Fig. 8. Münster zu Aachen.

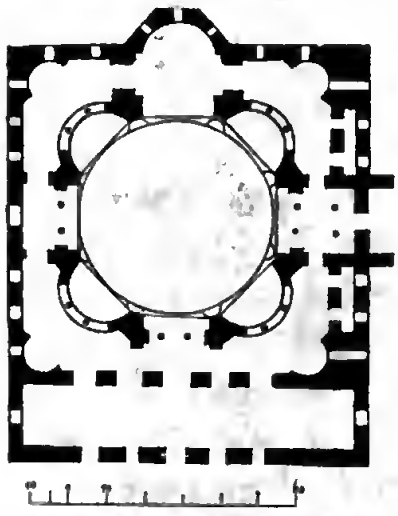


Fig. 9. St. Sergius und Bacchus.

während an der Weſtſeite in der Regel eine Vorhalle angelegt wurde. Dieſe pflegte gleich den übrigen untergeordneten Räumen mit kleineren Kuppeln bedeckt zu werden.

Nach Außen iſt es die kreisrunde Form der durch kein beſonderes Dach geſchützten Kuppel, welche wiederum den Eindruck des Ganzen beherrſcht. In der früheren Epoche pflegt die Kuppel nicht aus einem vollen Halbkugelgewölbe, ſondern aus dem Segment eines ſolchen gebildet zu ſein: nachmals erhebt ſie ſich höher und ſchlanker.

Indeß ſind Kuppel und Centralanlage an ſich noch nicht ausreichende Merkmale des byzantiniſchen Styles. Auch andere Bauweiſen haben ſich mehrfach dieſer Formen bedient, wie wir denn zu Rom derartiges an Sta. Coſtanza und S. Stefano rotondo finden. Aber dort bildeten dieſe Gebäude die Ausnahme, hier die Regel; und endlich treten dieſelben zu Byzanz in einer Formenſprache auf, welche den byzantiniſchen Charakter vollendet und entſcheidet.

Die Details des byzantiniſchen Styles baſiren zunächſt zwar ebenfalls auf antiken Reminiscenzen, allein es iſt mehr die griechiſche als die römiſche Behandlungsweiſe, welcher ſie folgen. Dies zeigt ſich beſonders an allem Ornament, welches bei den Römern voll, üppig, ſelbſt ſchwülſtig

Fig. 10. Kapitäle von S. Vitale zu Ravenna.

gebildet wurde, während es bei den Griechen einen feinen, ſcharfen, beſcheidenen Schnitt hatte. In der byzantiniſchen Kunſt erſtarrten die antiken For-

men jedoch ſehr bald zu einem zwar oft mit großem techniſchen Geſchick vorgetragenen, jedoch geiſtloſen und nüchternen Schematismus. Beſonders iſt es das Akanthusblatt, welches dieſe Umwandlung erfährt und ſolchergeſtalt die Flächen der Kapitäle und ſelbſt der Wände an gewiſſen Stellen bedeckt.

Das Kapitäl, welches eine Zeit lang weſentlich das der antiken Style war, erhält nun eine ſpecifiſch byzantiniſche Form, indem man es als einen nach unten runden, nach oben viereckigen Klotz geſtaltet, deſſen trapezartige Flächen mit einem ornamentirten Rande umgeben werden, während die umfaßten Flächen ein anderes Ornament enthalten. Außerdem erhält dies Kapitäl noch einen trapezförmigen kämpferartigen Aufſatz, der in freilich

Fig. 11 Kapitäl aus S. Marco zu Venedig.

etwas roher und äußerlicher Weiſe Kapitäl und Bogen mit einander zu vermitteln beſtimmt iſt. Auf den Seitenflächen dieſes Aufſatzes ſind Ornamente oder ſymboliſche Embleme ſculpirt (vergl. Fig. 10.). Manchmal finden

ſich indeß Kapitälbildungen (vergl. Fig. 11.), welche ſich mehr dem antiken Formencharakter anſchließen, wenn auch freilich in ziemlich ungebundener Behandlungsweiſe.

Im Uebrigen beſchränken ſich die Details dieſes Styles auf eine dürftige Nachahmung römiſcher Form, die namentlich an den Geſimſen im Innern und Aeußern bemerklich wird. Die Decoration der inneren Räume iſt prachtvoll; die Wände ſind mit koſtbaren Marmorplatten bedeckt, die Gewölbe ſtrahlen im Glanze koſtbarer Moſaiken auf goldnem Grunde.

Ihren Gipfelpunkt erreichte die byzantiniſche Kunſt in der von 530 bis 537 unter Kaiſer Juſtinian erbauten Sophienkirche zu Conſtantinopel. Späterhin beſtand dieſe Architektur zwar noch eine lange Reihe von Jahren hindurch und überlebte ſelbſt den Fall von Conſtantinopel; allein theils blieb ſie nicht ſo rein und frei von fremden Einflüſſen, theils hatte ſie nur geringere Aufgaben zu löſen. Bei dieſen blieb meiſtens die Sophienkirche das muſtergültige Vorbild. Doch entſtand auch noch ein anderer Grundplan, der vielfach in Anwendung kam und in der Marcuskirche zu Venedig ſelbſt nach dem Abendlande ſich verpflanzte. Hier blieb das Ganze ebenfalls quadratiſch mit einer Kuppel auf der Mitte; allein dieſe bezeichnet zugleich den Durchſchnitt eines Kreuzes, deſſen Geſtalt bei allſeitig gleich langen Armen — im Gegenſatz zu der Form des „lateiniſchen“ Kreuzes mit verlängertem Hauptſchenkel, wie die altchriſtliche Baſilika es hatte — die „griechiſche“ heißt. Gewöhnlich wurden ſodann auch die vier Endpunkte der Kreuzarme durch eben ſo viele Kuppeln bezeichnet, nur daß die Mittelkuppel höher über dieſelben emporragte. Andere Kirchen, wie die Theotokos (Muttergotteskirche) zu Conſtantinopel, erhalten außer der Hauptkuppel nur auf der breiten Vorhalle drei etwas niedrigere Kuppeln.

Zu einer weiteren und höheren Entwicklung gelangte der byzantiniſche Styl nicht; auch auf die Architektur des Abendlandes blieb er, wenige Ausnahmen abgerechnet, ohne Einfluß.

III.

Der romaniſche Styl.

(c. 1000 — 1200.)

1. Die Baſilika.

Man hat den romaniſchen Styl zufolge einer ſeltſamen Begriffsverwirrung lange Zeit den byzantiniſchen genannt. Wohl gab es und gibt es noch jetzt, wie wir oben geſehen haben, einen byzantiniſchen Styl, der ſich dem romaniſchen gegenüber ungefähr verhält, wie die griechiſche Kirche zur römiſch-katholiſchen; der zwar einzelne Formen, ja Grundformen des Baues von Rom entlehnte, wie man hinwiederum im romaniſchen Style wohl einzelne von Byzanz ſtammende Motive entdecken kann: im Weſentlichen aber ſind beide Style weit von einander verſchieden, iſt der byzantiniſche eine particuläre Erſcheinung, während der romaniſche der eigentlich „katholiſche", d. h. in ſeiner Allgemeinheit die ganze damalige katholiſche Welt umfaſſende war. Wie aber jene Sprachen, die ſich aus der altrömiſchen bildeten, beſondere nationale Umgeſtaltungen der Stamm-Mutter waren: ſo trat auch der Bauſtyl, der aus den Formen des römiſch-heidniſchen ſich entwickelte und den man nach richtiger Analogie den romaniſchen genannt hat, in mannichfachen Modifikationen bei verſchiedenen Völkern hervor.

Wir haben hier von derſelben Form auszugehen, von welcher aller chriſtliche Kirchenbau ausgegangen iſt, der römiſchen Baſilika. Doch iſt es an dieſem Orte unſere Sache nicht, die allmähliche Entwicklung und Ausbildung der einfachen Grundform nachzuweiſen; eben ſo wenig können wir uns auf die Streitfrage einlaſſen, ob die chriſtliche Baſilika aus der heidni-

ſchen Baſilika, jener altrömiſchen Markt- und Gerichtshalle, durch Umgeſtaltung hervorgegangen, oder ob ſie ſelbſtändigen Urſprunges ſei. Uns ſollen hier nur die ausgebildeten Baſilikenformen beſchäftigen, wie wir ſie in Deutſchland vom 11. Jahrhundert an bis zum Ende des 12. vorfinden. Zwar wiſſen wir aus manchen chronikaliſchen Nachrichten von Baſiliken aus früheren Jahrhunderten; doch ſind mit voller Sicherheit kaum ſolche aus dem 10. Jahrhundert, viel weniger noch ältere nachzuweiſen.

Meiſtentheils waren die zuerſt angelegten Kirchen von geringer Beſchaffenheit, oft nur aus Holz aufgeführt und wurden gewöhnlich im Laufe der Zeit durch ſchönere und größere, aus Stein errichtete, erſetzt. Aber ſelbſt dieſe waren, zumal bei den anfangs üblichen Holzdecken, der Zerſtörung leicht unterworfen, und ſo kommt es denn, daß wir zwar oft von der Stiftung einer Kirche aus dem 7. und 8. Jahrh. wiſſen, uns aber hüten müſſen, die gegenwärtig vorhandene für die urſprüngliche zu halten, was mit wenigen zu zählenden Ausnahmen *niemals der Fall iſt*. Den Namen „Baſilika“ (königlicher Bau) mochte man in der Chriſtenheit beibehalten mit Hinſicht auf den „König der Könige,“ dem dieſes Haus geweiht war. Als weſentlichſtes Merkmal ſind zunächſt die *drei Schiffe* zu bezeichnen: das mittlere (*Mittelſchiff, Hauptſchiff*) breit und hoch, die ſeitlichen (*Seitenſchiffe, Abſeiten, Nebenſchiffe*) gewöhnlich halb ſo breit und halb ſo hoch wie jenes. Dieſe Verhältniſſe werden, mit geringen Abweichungen, bei den Bauten jener Zeit ſtets beibehalten. Die Conſtruction der drei Schiffe — des Langhauſes — iſt folgende.

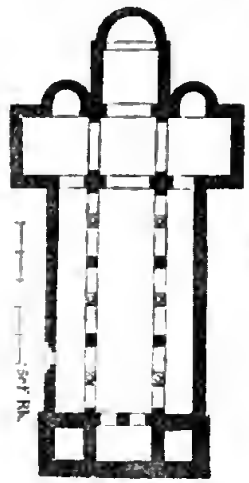


Fig. 12. Roman. Baſilika.

In einem Abſtande, wie er für die Breite des Mittelſchiffes angenommen wird, ſind zwei Reihen von Säulen (oder Pfeilern; wovon ſpäter) aufgeſtellt. Jede Säulenreihe (*Arkade*) trägt vermittelſt der Halbkreisbögen (*Arkadenbögen*), die je zwei benachbarte Säulen verbinden, eine hohe Wand. Dieſe beiden Wände — die Seitenwände des Mittelſchiffs — ſteigen empor bis zum Dache, das ſich in ziemlich ſteiler Anſteigung als einfaches Satteldach darüber aufbaut.

Für die Innenanſicht der Kirche boten ſich alſo zwei ſehr ausgedehnte Flächen dar, zu deren Belebung die Kunſt ſich verſchiedener Mittel bediente. Das eine beſtand in dem Arkadenſims, das heißt, einem aus der Wandfläche hervortretenden ſchmalen horizontalen Streifen, der ſich der Länge nach über den Arkadenbögen hinzieht. (Vergl. den Längendurchſchnitt Fig. 13.)

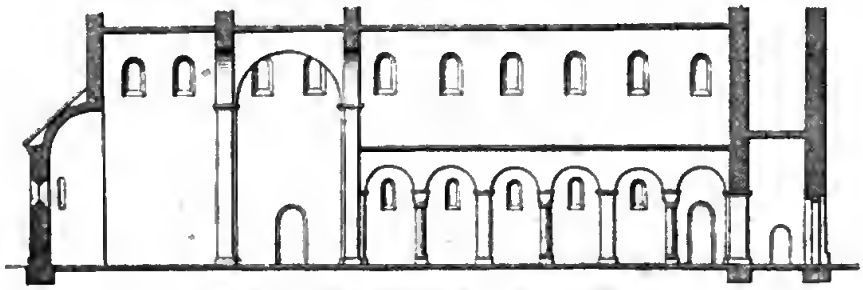


Fig. 13. Längendurchſchnitt der Baſilika.

Zuweilen hat man, damit noch nicht zufrieden, einzelne Wandſtreifen von den Arkadenträgern aus hinaufgeführt, bis dieſelben den Arkadenſims treffen (vergl. Fig. 14.). Ein anderes Mittel war die Anordnung von offenen Bogenſtellungen, welche die Wand durchbrachen und eine Art von Galerie bildeten. Dieſe Galerie ſteht häufig in Verbindung mit einer über den Seitenſchiffen ſich hinziehenden Empore, die in volkreichen Orten durch das geſteigerte Bedürfniß und durch die räumliche Beſchränkung hervorgerufen wurde. In Deutſchland kommen ſolche Emporen nur am Rhein häufiger, in den übrigen Gegenden höchſtens ausnahmsweiſe vor. Beiſpiele von Emporen: St. Urſula in Köln, Liebfrauenkirche zu Coblenz, Kirchen zu Andernach, Linz, Sinzig u. A. Bisweilen wird die Wand des Mittelſchiffes dadurch gegliedert, daß je zwei der Arkaden durch einen größeren Bogen umfaßt werden. Dies geſchieht zumeiſt dann, wenn ſchwächere Stützen (Säulen) mit ſtärkeren (Pfeilern) wechſeln, denn da das ganze Wandſtück, welches der große Bogen einſchließt, in geringerer Dicke aufgemauert wird, ſo entſteht eine theilweiſe Entlaſtung der

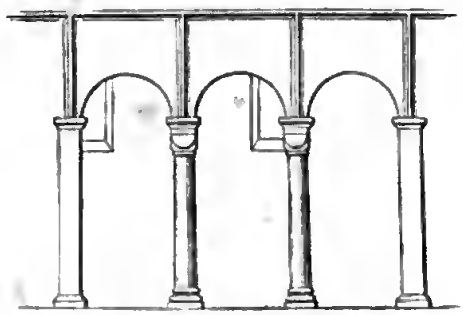


Fig. 14. St. Godehard in Hildesheim.

Säule. Dies findet man z. B. in den Kirchen zu Echternach bei Trier, ſowie in mehreren ſächſiſchen Bauwerken, wie den Kirchen zu Huyſeburg, Drübeck und Ilſenburg.

Ziemlich nah unter dem Dachſtuhl wurde eine Reihe von Fenſtern angebracht, die dem Mittelſchiffe Licht gaben.

Dieſe Fenſter ſind bis in's dreizehnte Jahrhundert klein, obwohl ſie im Verlaufe des 12. ſchon etwas wachſen; ohne Ausnahme ſind ſie in jenen Zeiten mit Halbkreisbögen oben geſchloſſen. Die Laibungen, d. h. die Seitenwände der Fenſterniſchen, wurden nach außen wie nach innen beträchtlich abgeſchrägt, und zwar ſowohl um das Regenwaſſer leichter abfließen, als auch um möglichſt viel Licht in die Kirche dringen zu laſſen. Die inneren Fenſterwände boten, gleich den Flächen zwiſchen Fenſtern und Arkadenſims, Raum für Wandbemalung dar. Bei reicheren Anlagen der ſpäteren romaniſchen Zeit, und namentlich der zweiten Hälfte des 12. Jahrh., finden ſich in die zu dem Behufe ausgetiefte Ecke, welche das Fenſter mit der Wand bildet, ein oder auch zwei Säulchen eingelaſſen, aus denen oben Rundſtäbe ſich fortſetzen, um den Rand des Fenſters einzufaſſen (Fig. 15).

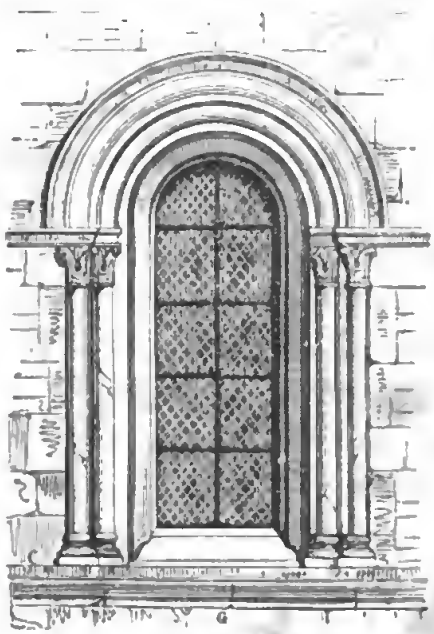


Fig. 15.

Die Art, wie die drei Räume des Langhauſes überdeckt werden, iſt in den früheſten Zeiten entweder eine Balkenlage, durch die man von dem Schiffe aus die ganze Dachrüſtung, den Dachſtuhl, wahrnimmt, eine Anordnung, die man in Deutſchland nicht findet, oder eine flache Bretterdecke, die dann meiſtentheils zu maleriſchen Ausſchmückungen benutzt wurde.

Solche Holzdecken ſind ſelbſt bei Prachtbauten, wie St. Godehard und St. Michael in Hildesheim, noch bis tief in's 12. Jahrh. hinein üblich

geweſen. Die letztere dieſer beiden Kirchen iſt die einzige in Deutſchland, die noch die volle alte Deckenbemalung bewahrt hat.

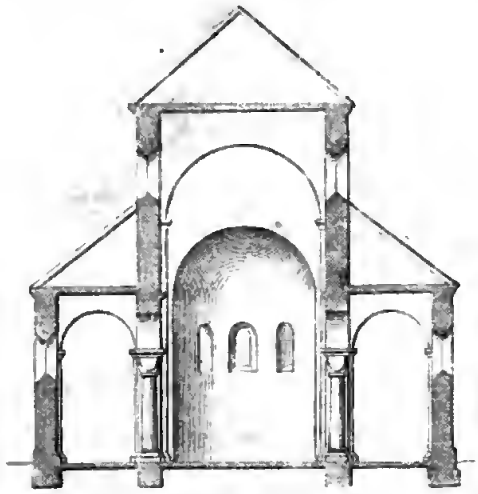


Fig. 16. Querſchnitt der Baſilika.

Das Langhaus wird nach Oſten abgeſchloſſen durch drei breite Halbkreisbögen (Gurten), das Mittelſchiff durch einen Bogen von beträchtlich größerer Spannung, der auch wohl der Triumphbogen genannt wird. Hier nun wird die Längenrichtung der Kirche durch die Querrichtung unterbrochen, die ſich in der Form eines Kreuzſchiffes, Querſchiffes, ausſpricht.

Von den beiden Pfeilern, die den Triumphbogen tragen und die deßhalb bedeutend höher hinaufgeführt ſind als die Arkadenſtützen, ſpannen ſich auch nach Oſten hin zwei große Halbkreisbögen, die dort im nämlichen Abſtande, wie der Triumphbogen, auf zwei Pfeilern oder vielmehr Wandpfeilern aufſetzen; und indem auch dieſe wieder in der Querrichtung durch einen Bogen verbunden ſind, iſt ſo durch die vier Gurtbögen ein quadratiſcher Raum umſchloſſen worden, den man wohl das Kreuzmittel oder die Vierung genannt hat. An ſeine ſüdliche, ſo wie an die nördliche Seite, legt ſich ein ähnliches Quadrat von gleicher Höhe, das von Mauern umſchloſſen wird, ſo daß alſo auch nach außen gleich das Kreuzſchiff ſich kund gibt, indem es aus dem Kerne des Langhauſes, mit deſſen Mittelſchiff es gleiche Höhe hat, heraustritt.

Der mittlere Raum des Kreuzſchiffes — die Vierung — wurde häufig mit in den Bereich des Chores gezogen und dann durch niedrige Mauern, Bruſtwehren, Baluſtraden, von den Seitenarmen geſondert. Die Baluſtraden gaben wieder der Sculptur Gelegenheit zu Ausſchmückungen ſehr hervorragenden Charakters. Nach der Außenſeite finden wir vielfach die Apoſtelgeſtalten angebracht, gleichſam als getreue Hüter des Heiligthums, während die Innenſeite manchmal betende Engelfiguren zeigt, wie in der

großartigen Michaeliskirche zu Hildesheim. Auch nach dem Langhauſe zu pflegte dann die Vierung durch eine ähnliche Mauerſchranke geſchloſſen zu ſein, an deren dem Schiffe zugewandten weſtlichen Seite der Altar für die Laien angebracht war, und an welcher zwei Treppen zu zwei Kanzeln (Ambonen) führten, von denen herab dem Volke das Evangelium und die Epiſtel vorgeleſen wurde; daher der Name Lettner (Lectorium) für dieſe Baluſtrade geblieben iſt. Solche Lettner finden ſich z. B. noch im Dom zu Naumburg und in der Kloſterkirche zu Maulbronn. (Der ſogenannte Apoſtelgang im Dom zu Münſter iſt ein ſolcher Lettner, aber aus ſpäter Zeit. Ebenſo der prachtvolle Lettner im Dom zu Halberſtadt.)

Im Oſten legt ſich an die Vierung ein in gleicher Höhe mit dieſer aufgeführter viereckiger, manchmal quadratiſcher Raum, gewiſſermaßen die Fortſetzung des Mittelſchiffes jenſeits des Kreuzſchiffes. Dies iſt der Chor oder das Presbyterium (Prieſterraum.) Er pflegt gleich dem Querſchiff und den übrigen Theilen der Kirche in den älteſten Zeiten flachgedeckt zu ſein. An ſeine öſtliche Wand fügt ſich nun noch ein Raum, von einer im Halbkreiſe gezogenen Mauer umſchloſſen, die nach oben durch ein halbes Kuppelgewölbe ſich an die aufſteigende Schlußmauer des Chores legt. Dies iſt die Niſche, Apſis, Abſide, Tribüne, Concha. Alle dieſe Benennungen, mehr oder minder genau, werden für den in Rede ſtehenden Theil der Kirche in Anwendung gebracht. Auf der Gränze der Apſis und des quadratiſchen Chorraumes erhebt ſich der Altartiſch, ſo daß ein Umgang um denſelben frei bleibt, was um ſo nothwendiger war, da urſprünglich der das Opfer verrichtende Prieſter hinter dem Altare ſtand, das Angeſicht der Gemeinde zuwendend. Die Mauer der Apſis iſt gewöhnlich durch drei Fenſter durchbrochen, in derſelben Form wie die übrigen Fenſter, nur gewöhnlich von etwas größeren Verhältniſſen. Die Wölbung der Apſis wurde durch die Malerei mit den erhabenſten Darſtellungen geſchmückt; meiſtentheils war es Chriſtus als Weltheiland und Weltrichter, auf dem Regenbogen thronend in mandelförmigem Medaillon.

Dies die einfachſte Baſilikenanlage, wie ſie ſeit dem 11. Jahrh. in Deutſchland auftritt. Doch war es gerade der öſtliche Theil der Kirche,

der zu mannichfachen Zuſätzen Veranlaſſung gab. Am häufigſten iſt der, daß die beiden Arme des Kreuzſchiffes in ihrer Oſtmauer zwei kleinere Nebenapſiden, für Seitenaltäre beſtimmt, erhalten; manchmal auch wird neben dem Chore an jeder Seite noch eine Nebenkapelle, gleichſam als Verlängerung der Seitenſchiffe, angebracht (vgl. den beigefügten Grundriß der Abteikirche zu Königslutter), die dann in einer kleineren Apſis ſchließt. Bei einigen

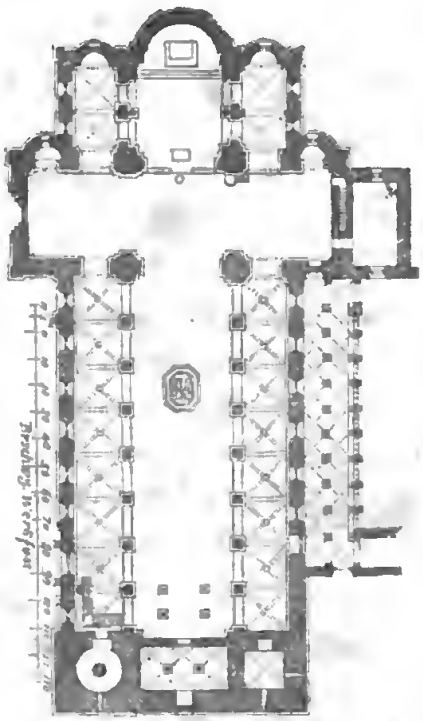


Fig. 17. Abteikirche zu Königslutter.

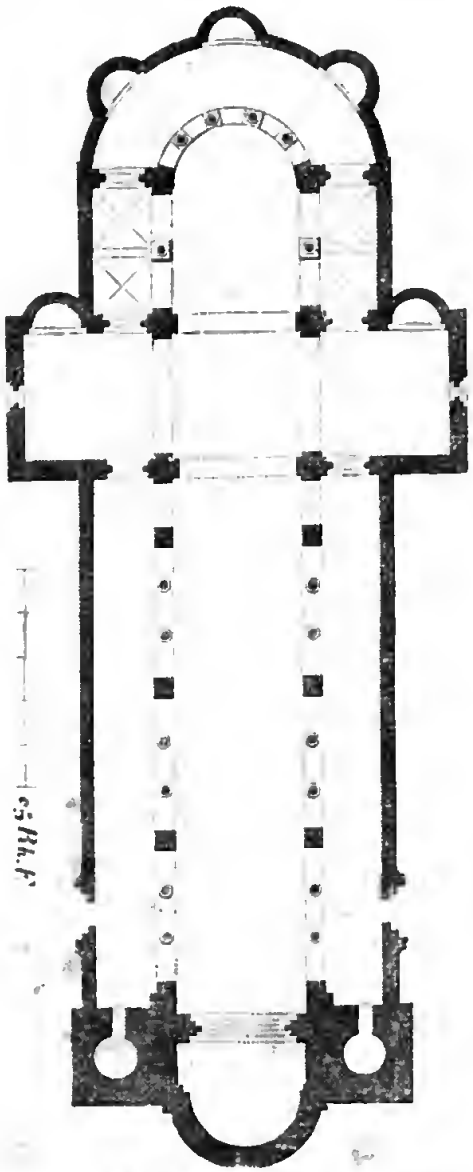


Fig. 18. Kirche St. Godehard zu Hildesheim.

der älteren Kirchen kommt es wohl vor, daß das Kreuzſchiff nicht ſo weit nach beiden Seiten ausladet, ſondern nur eben über das Seitenſchiff heraustritt. Bisweilen findet ſich auch eine derartige Vereinfachung des Chorplanes, daß mit Fortlaſſung der Hauptapſis die Kirche rechtwinklig ſchließt. So beſonders in Ciſterzienſerkirchen, wie zu Loccum, Marienthal bei

Helmſtädt, Lilienfeld in Oeſterreich, Neuberg in Steiermark; dann auch häufig in Weſtfalen, z. B. an den Domen zu Paderborn und Osnabrück. Eine beſonders reiche, in Deutſchland ſeltene Anordnung iſt es dagegen, wenn die niedrigen Abſeiten als Umgänge um den halbkreisförmig oder geradlinig geſchloſſenen Chor ſich fortſetzen. Erſteres findet man in St. Godehard zu Hildesheim (Fig. 18), letzteres in der Ciſterzienſerkloſterkirche zu Marienthal in Weſtfalen.

Es bleibt nur noch übrig, einer ſehr wichtigen und für die Geſtaltung der Baſilika hochbedeutſamen Anlage zu erwähnen: der Krypten oder Gruftkirchen. In der älteren Zeit findet ſich nämlich unter dem Chore jeder größeren Kirche noch eine zweite Kirche mit Apſis, Gewölben, die auf Säulen oder Pfeilern ruhen und mehrere gleichhohe Schiffe bilden, und mit einem Altare in der Apſis. Dieſe Krypten, vielleicht eine Erinnerung an die Katakomben, in welchen die erſten Chriſten heimlich ihre Zuſammenkünfte halten mußten, waren wahrſcheinlich eng verknüpft mit den Gedächtnißfeiern der Märtyrer. Für die bauliche Anlage wurden ſie inſofern einflußreich, als durch ſie der Raum des Chores beträchtlich erhöht wurde, und man daher dieſen heiligſten Theil des Tempels durch eine Reihe von Stufen von dem übrigen Raum ſondern und über denſelben hinaus erheben mußte. Der Umfang der Krypta iſt ſehr verſchieden: das Minimum ſeiner Ausdehnung iſt der Raum der Hauptapſis und des Chores; das Maximum die Ausbreitung auch auf das ganze Kreuzſchiff, wie in der Stiftskirche zu Quedlinburg. Der Eingang zur Krypta liegt in der Regel an der vorderen Seite zwiſchen den beiden zum Chor hinaufführenden Treppen.

Noch eine wichtige Anlage war die der Logen oder Emporen, die ſich meiſtens in dem weſtlichen Theile des Mittelſchiffes finden, auf Säulen und Pfeilern mit Gewölben ruhen und gleichſam ein zweites Geſchoß bilden. Der Raum unter denſelben gewährt dann in der Regel eine Vorhalle. Die Loge diente entweder als Nonnenchor (ſo in der Stiftskirche zu Gandersheim), oder ſie war vielleicht beſtimmt, beſonders ausgezeichnete Perſonen aufzunehmen. Bisweilen finden ſich auch Logen in einem oder in beiden Flügeln des Kreuzſchiffes (St. Michael zu Hildesheim).

Endlich iſt noch zu bemerken, daß in großen Kathedral- oder Abtei-

kirchen bisweilen die Anlage eines zweiten Chores ſammt Apſis und bisweilen auch ſammt Kreuzſchiff und zweiter Krypta gefunden wird, der einem beſonderen Heiligen gewidmet und vielleicht für den Pfarrgottesdienſt eingerichtet war. So in den Domen zu Bamberg, Mainz, Naumburg und den Stiftskirchen zu Gernrode (vgl. den Grundriß Fig. 19), St. Michael und St. Godehard in Hildesheim (Fig. 20 und 18), St. Sebald zu Nürnberg u. A.

Wir haben nun noch die Stützen der Arkadenbögen zu betrachten, in deren Anordnung ſich eine beſondere Mannichfaltigkeit zeigt. Sie ſind entweder durchweg Säulen oder Pfeiler, oder eine Miſchung von beiden. Auch dieſe Miſchung iſt

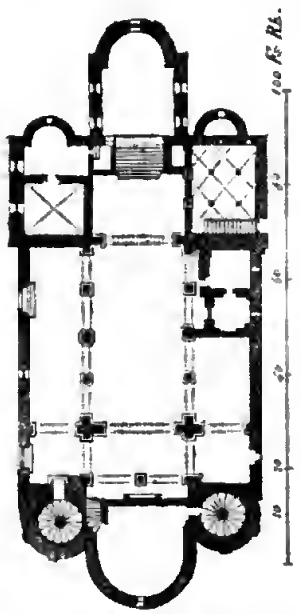


Fig. 19. Kirche zu Gernrode.

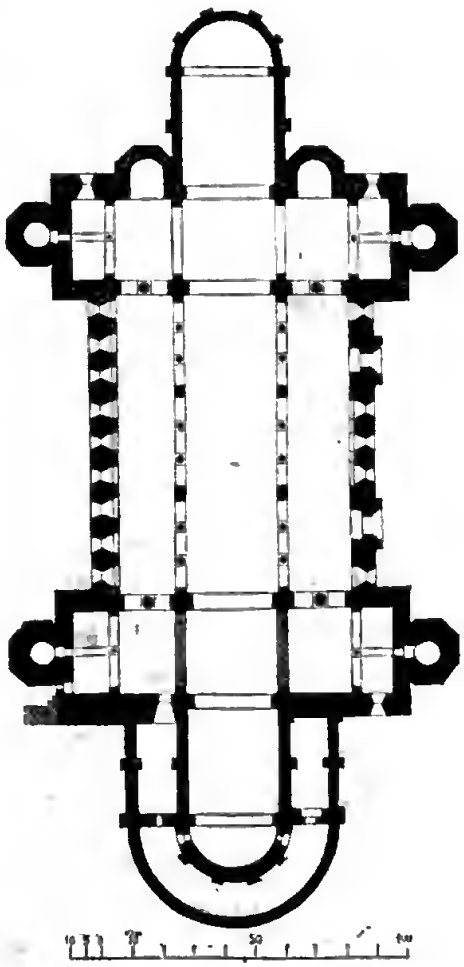


Fig. 20. St. Michael zu Hildesheim.

wieder verſchiedener Art: manchmal wechſelt nämlich in der Reihe je eine Säule mit einem Pfeiler (vgl. Fig. 12); manchmal folgen zwei Säulen auf einen Pfeiler (Siehe Fig. 18 u. 20). Reine Säulenbaſiliken kommen nur in Süddeutſchland öfter, in den übrigen Theilen nicht eben häufig vor.

Die bedeutendſten ſind die Kloſterkirchen zu Hamersleben, Paulinzelle, Hersfeld in Heſſen, Limburg an der Hardt, Heilsbronn in Franken, der Dom zu Conſtanz und die Abteikirche zu Sekkau in Kärnthen. Als großartige Pfeilerbaſiliken (zum Theil ſpäter eingewölbt) nennen wir die Liebfrauenkirche zu Halberſtadt und Magdeburg, St. Pantaleon, St. Apoſteln und St. Martin zu Köln, die Dome zu Augsburg und Würzburg, die Stiftskirche zu Ellwangen und den Dom zu Gurk in Kärnthen. Zwei Säulen zwiſchen den Pfeilern haben St. Michael und St. Godehard zu Hildesheim, die Stiftskirche zu Quedlinburg und mehrere andere, dem ſächſiſchen Kreiſe angehörige Kirchen. Dort iſt auch der einfachere Wechſel von je einer Säule, und einem Pfeiler beſonders beliebt, wie in den Kirchen zu Gernrode, Hecklingen, Huyſeburg, Amelunxborn u. A.

Die Begriffe Säulen und Pfeiler werden von Laien vielfach verwechſelt. Beide ſind darin gleich, daß ſie ſelbſtändige, frei geſtellte, zum Tragen beſtimmte Glieder ſind. Der Verſchiedenheiten aber gibt es unter beiden mehrere. Der Pfeiler zeigt im Weſentlichen nur einen Beſtandtheil, denn die Baſis, die er dort hat, wo er auf den Boden aufſetzt, bildet meiſtentheils nur ein unbedeutendes Glied von einigen horizontalen Profilirungen; und der Kämpfer (das Kämpfergeſims), der ihn nach oben abſchließt, iſt auch nichts Weiteres, als eine aus einem oder mehreren ſchmalen horizontalen Gliedern beſtehende Begränzung. Innerhalb dieſer beiden Theile, des Kämpfers und der Baſis, geſtaltet ſich der Pfeiler als ein in der Regel rechtwinkliger viereckiger, aus horizontal geſchichteten Steinen aufgeführter Mauerkörper.

Die Säule dagegen, wie ſie in der chriſtlichen Architektur ſich ausgebildet hat, beſteht aus drei gleich bedeutſamen Gliedern: dem Fuße (der Baſis), dem Stamme (Schafte), dem Kopfe oder Kapitäl. Die Bildung der Baſis iſt den Formen der antik griechiſchen Kunſt entlehnt, in

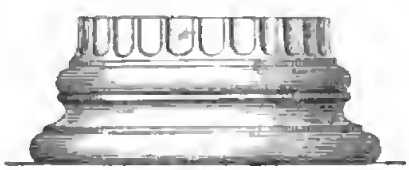


Fig. 21. Attiſche Baſis.

ſofern faſt durchweg die attiſche Baſis angewandt worden iſt. Dieſelbe beſteht aus drei, durch ſchmale Blättchen verbundenen Gliedern, nämlich einem oberen

(engeren) und einem unteren (weiteren) Wulſt oder Pfühl, zwiſchen denen eine Hohlkehle den Uebergang bildet. Unter dieſe Glieder legt die romaniſche Architektur noch eine kräftige Platte (Plinthe), die eine einfache viereckige Grundlage für Baſis und Säule gewährt. Die Bildung dieſer Theile iſt indeß ſehr verſchieden, je nach dem Grade der geringeren oder ſtärkeren Ausladung, ſo wie der kleineren oder größeren Höhe derſelben; es gibt attiſche Baſen von ſteiler und flacher Bildung. Wie aber die Kunſt des Mittelalters kein Element aus einem anderen Bauſtyle ohne Weiteres aufnahm und bloß nachahmte, ſondern jeder Form durch Umgeſtaltung einen ganz beſonderen, ſpezifiſchen Geiſt aufprägte, ſo geſchah es auch mit der attiſchen Baſis. Da, wo der untere Wulſt auf die viereckige Platte aufſetzt, entſtand, bei der runden Grundform des Wulſtes, auf jeder der vier Ecken der Platte eine leere Fläche. Um dieſe auszufüllen und den Uebergang von der runden Form in die viereckige nach allen Seiten ſanft und gleichmäßig herbeizuführen, legte man auf jede dieſer Ecken ein wie ein kleiner Pflock oder Knollen geformtes Glied, das ſich an die Rundung des Wulſtes anſchmiegte und Eckblatt genannt wird. (Fig. 22 zeigt die primitivſte Form des Eckblattes an dem mittleren (runden) Theil der Baſis, während die übrigen (eckigen) Theile es nicht beſitzen.) Dieſes Eckblatt tritt

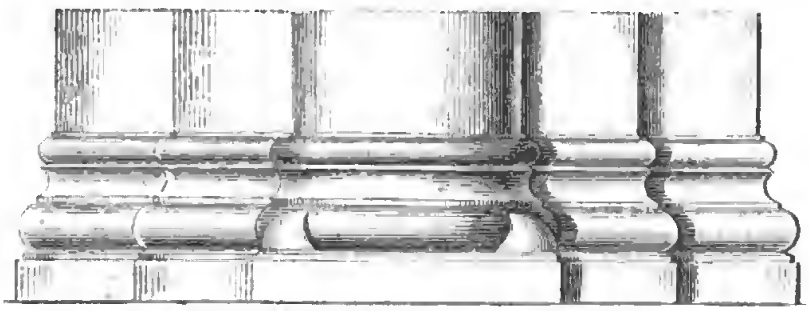


Fig. 22. Pfeilerbaſis aus der Kirche zu Laach.

in mannichfacher Geſtalt auf, indem zuerſt die beiden Seiten des Knollens gleichſam breiter und dünner ausgedehnt werden, ſo daß ſie, am oberen und unteren Rande um ſich greifend, den Wulſt wie eine theilweiſe Umhüllung umgeben; man kann dieſe Form die hülſenförmige nennen. Endlich wird, da die unerſchöpfliche Geſtaltungskraft der mittelalterlichen Kunſt nie

ſtill ſteht, das Eckblatt auch durch die verſchiedenſten Pflanzen- und Blatt-, ſo wie Thier-Formen belebt.

Im Allgemeinen kann man den Grundſatz aufſtellen, daß die attiſche Baſis bis gegen die Mitte des 12. Jahrh. ſteil gebildet, dann aber immer flacher wird und gleichſam zuſammenſchrumpft, bis ſie in gothiſcher Zeit nur noch in der Form ſchmaler Bänder auftritt. Mit dieſem Flachwerden der Baſis ſteht dann häufig ein Ueberſchwellen des runden Wulſtes über die Platte in Verbindung, wodurch das Eckblatt verdrängt wird. Zuerſt tritt die Baſis durchaus ohne Eckblatt auf, und alle romaniſchen Säulenfüße, die ſich ohne daſſelbe finden, darf man als Arbeiten der früheren Jahrhunderte betrachten, da erſt im Beginne des 12. Jahrh. nachweisbar das Eckblatt ſich zeigt, anfangs als kleiner ſcharfgekanteter Pflock, dann mehr hülſenförmig und endlich in mancherlei Blatt- und Thierformen ſpielend. Die Gothik kennt das Eckblatt nicht mehr.

Der Schaft oder Stamm der Säule hat als Grundform den Kreis, ſo wie der Pfeiler das Quadrat zur Grundlage hat. Beide Formen variiren indeß, ſo daß es achteckige und ſechseckige (doch niemals viereckige) Säulen, und ebenſo polygone und ſogar runde Pfeiler gibt. Ferner ſteigt der Säulenſchaft entweder ſo auf, daß er cylinderförmig oben denſelben Kreis im Durchſchnitt zeigt, wie unten (eine ziemlich unkünſtleriſche und ſeltene Form), oder der Stamm verjüngt ſich nach oben, d. h. die Säule nimmt nach oben hin allmählich einen kleineren Durchmeſſer an. Seltner findet ſich die an den antiken Säulenordnungen vorkommende Entaſis, d. h. ein Anſchwellen des Schaftes dicht über der Baſis, dem dann ein plötzliches Einziehen und Verjüngen nach oben zu folgt. Weiter iſt zu bemerken, daß der Schaft der Säule, zwar meiſtentheils glatt, doch auch vielfach durch die Sculptur verziert worden iſt. Die Zahl und die verſchiedenen Arten dieſer Ornamente anführen zu wollen, wäre nicht thunlich, da jeder Tag wieder neue Muſter an's Licht bringen kann. Doch ſind die gewöhnlichſten die gerippte oder geriefte (parallel laufende, ſenkrecht gemeißelte Streifen), und die geflochtene, die wieder verſchiedener Art iſt und zu reichen Ausſchmückungen Anlaß wurde (vgl. die Säulen am Portale Fig. 48). Endlich iſt zu unterſcheiden zwiſchen Säulenſchäften, die aus mehreren über

einander geſetzten Stücken beſtehen, oder ſolchen, die aus einem Steinblocke gehauen ſind: Monolithen.

Das Kapitäl beſteht wieder aus mehreren Gliedern, dem Halſe, dem eigentlichen Kerne, und der Deckplatte. Der Hals iſt ein kleiner runder Wulſt, der Schaft und Kapitäl mit einander verbindet. Er iſt meiſtens glatt gearbeitet, bisweilen durch Ornamente verziert. Was nun die eigentliche Form des Kapitäls ſelbſt anlangt, ſo iſt dieſe ſehr verſchieden. In der erſten Zeit chriſtlicher Baukunſt entlehnte man, da die Kunſt der Sculptur ziemlich zu Grunde gegangen war, die Kapitäle den alten heidniſchen Tempeln und ſonſtigen Prachtgebäuden. So wurden noch die Kapitäle zum Münſter Karls des Großen in Aachen zum Theil aus Italien herbeigeſchleppt. Nach einiger Zeit fing man aber an, ſelbſt Kapitäle zu arbeiten, und zwar indem man zuerſt die Formen der antiken Style nachahmte. Dieſe waren in den meiſten Fällen das korinthiſche Kapitäl, (oder vielmehr jene Abart deſſelben, die man das römiſche nennt), ſelten das einfachere ioniſche. Dieſe antikiſirenden Bildungen reichen bis in das 11. Jahrhundert hinein. Im Laufe dieſes Jahrhunderts ſchuf man ſich jedoch eine ganz neue originelle Form, die man das kubiſche oder Würfelkapitäl nennt (Fig. 23).

Man denke ſich einen Würfel nach unten an den vier Ecken abgeſchlagen und mehr oder minder gerundet, ſo hat man den Kern dieſes Kapitäls. Jede der vier Flächen deſſelben wurde dann nach unten häufig durch einen ausgemeißelten Halbkreisbogen abgeſchloſſen, ſo daß ein Bogenfeld entſtand, welches bald der Sculptur überlaſſen wurde zur Belebung mit Thiergeſtalten, abenteuerlichen Ungethümen, mit Pflanzenformen und gewundenem oder geflochtenem Bandwerk (Fig. 24 u. 25). Man muß ſich, beiläufig geſagt, bei der Betrachtung mittelalterlicher Denkmale hüten, dieſen ſo wie ähnlichen Schöpfungen überall ſymboliſche Bedeutung beilegen zu wollen: ſie ſind großentheils, namentlich gegen Ende dieſer Periode, wo das ſymboliſche Moment in Auffaſſung der ornamentalen Theile von dem künſtleriſchen

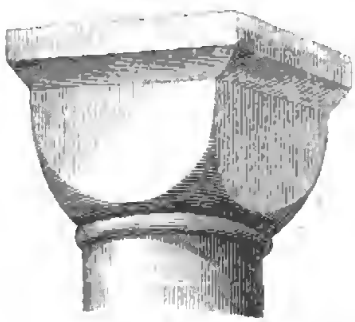


Fig. 23. Würfelkapitäl.

mehr oder minder überflügelt wurde, freie willkürliche Ergüſſe einer überreichen, überſprudelnden Phantaſie.

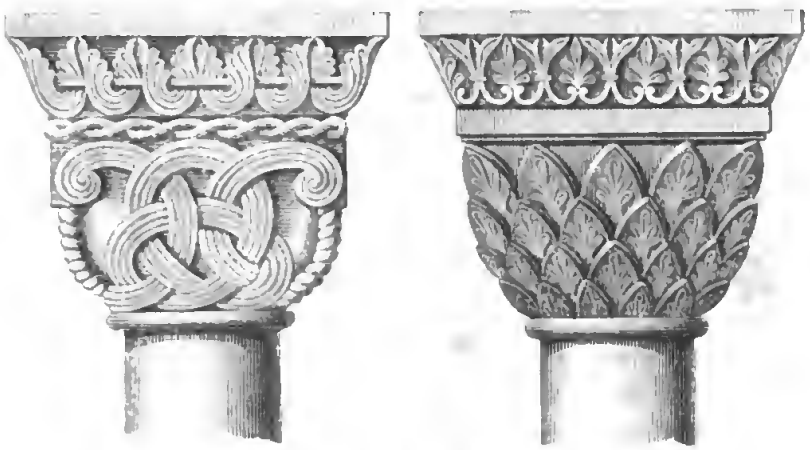


Fig. 24. u. 25. Kapitäle aus St. Godehard in Hildesheim.

Außer dieſer Form treten jedoch noch manche andere Kapitälbildungen auf, unter denen die glocken- oder kelchförmige eine der zahlreichſten

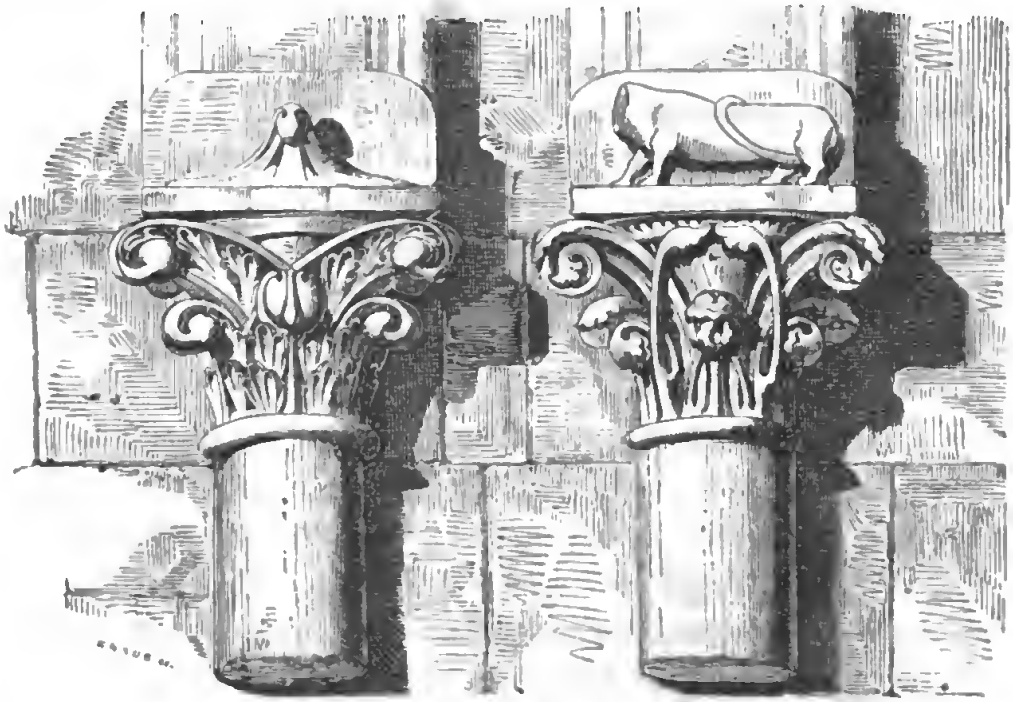


Fig. 26. Kapitäle von S. Ják in Ungarn.

ſcheint (Fig. 26). Gegen Ende des 12. Jahrh. ergeht man ſich wieder in freien Nachahmungen der Antike. Immer aber iſt das Kapitäl eine der

hervorragendſten und beliebteſten Stellen für eine reiche und mannichfache Entfaltung der Sculptur, die an den Säulenkapitälen gerade ihre üppigſten Blüthen treibt. Die Deckplatte endlich nennt man dasjenige Glied, welches das Säulenkapitäl nach oben abſchließt; ſie iſt alſo für die Säule das,

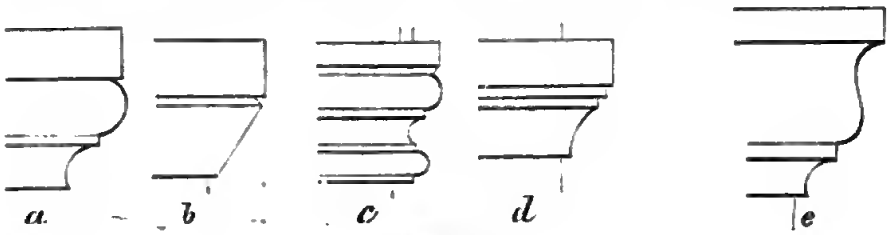


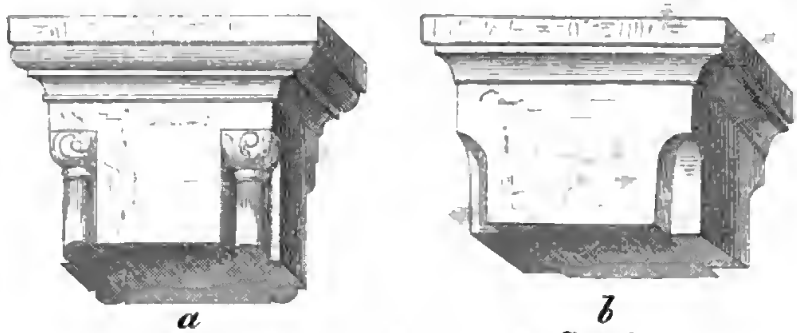
Fig. 27.

was der Kämpfer, mit dem ſie dieſelbe Profilirung, ärmere oder reichere Bildung theilt, für den Pfeiler iſt. Die einfachſte Geſtalt der Deckplatte iſt eine viereckige Platte ſammt ſchräger Schmiege (Fig. 27 b), welche letztere häufig mit plaſtiſchen Ornamenten ausgeſtattet wird (vergl. Fig. 25). Häufig werden die Formen der umgekehrten attiſchen Baſis für die Deckplatte verwendet (Fig. 27 c), oder es tritt ein Wechſel von einer Kehle und einem Wulſt ein, wie Fig. 27 a zeigt; endlich wird auch das einfache Motiv der Schmiege wohl weiter ausgebildet (Fig. 27 d). Beſonders alterthümlich erſcheint die aus der Antike entlehnte Form des Karnieſes, eines wellenförmig geſchwungenen Gliedes, welches, wie bei Fig. 27 e, ſich mit einer Deckplatte und anderen untergeordneten Gliedern verbindet. Alle dieſe Zuſammenſetzungen kommen an ſämmtlichen romaniſchen Geſimſen vor.

Für die Zeitbeſtimmung der Kapitäle iſt alſo feſtzuhalten, daß in der erſten Zeit (karolingiſche Periode bis in's 11. Jahrh.) antikiſirende Formen auftreten; gegen Mitte dieſes Jahrh. erſcheint das kubiſche Kapitäl, einfach oder mannichfach verziert; neben ihm wird die Glockenform angewendet, bis endlich gegen Ausgang des 12. Jahrhunderts eine neue, aber feinere und reichere Umbildung antiker Motive hervortritt. Doch bleiben auch die kubiſchen und die glockenförmigen Kapitäle bis gegen Ende der romaniſchen Epoche in Uebung.

Gegenüber der reichen und mannichfachen Ausbildung der Säule, die

wir kennen gelernt haben, begann man nun auch bald den Pfeiler lebendiger zu geſtalten. Zwei Hauptmotive ſind es, welche dabei zur Anwendung kamen. Entweder man gab dem Pfeiler an den Ecken eine Abſchrägung (Abfaſung), die auch wohl zu einer rechtwinkligen Auskantung wurde (Fig. 28b) und nach oben wie nach unten in einiger Entfernung



a Hecklingen. Fig. 28. b Gernrode.

vom Kämpfergeſimſe und der Baſis mit einem Ablauf endete; oder man ließ kleine Halb- oder Dreiviertelſäulen (Fig. 28a) in die dafür ausgeſparten Ecken des Pfeilers treten. Manche andere Variationen dieſer Art findet man an den Bauwerken des 12. Jahrhunderts.

Ehe wir weiter gehen, möchte hier der Ort ſein, noch einiger verwandter Bauglieder zu erwähnen. Das iſt der Pilaſter oder Wandpfeiler, ein Pfeiler, der, ſeiner Selbſtändigkeit beraubt, einer Wand vorgelegt iſt und, gleich dem ſelbſtändigen Pfeiler, zum Stützen dient. Ferner die Eckſäule, die nichts Anderes iſt, als eine in einer Mauerecke angeordnete Säule; die Halbſäule, Dreiviertelsſäule, Viertelsſäule ſind ſchon aus dem Namen verſtändlich.

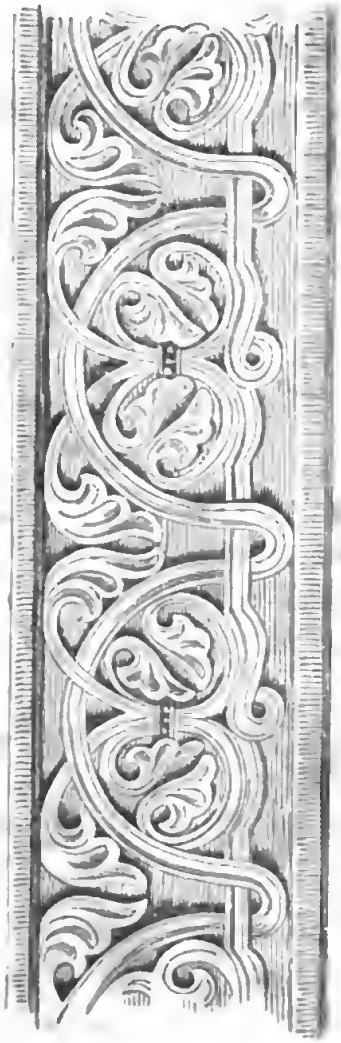
Außer den Säulenkapitälen ſind es die Geſimsbänder über den Arkadenbögen und an anderen Stellen, welche in romaniſchen Gebäuden mit plaſtiſchen Ornamenten ausgeſtattet zu werden pflegen. Dieſe beſtehen (vergl. Fig. 29) vorzugsweiſe aus Bandverſchlingungen, welche mit dem dieſem Style eigenthümlichen ſtreng ſtiliſirten Blattwerk ſich verbinden. Häufig erhalten die Bänder eine diamantirte Fläche, wie auf unſerer Abbildung der Fries der Kirche von Faurndau ſie zeigt.

Das Innere des Gotteshauſes war für den Chriſten das Wichtigſte, denn es ſollte nicht allein zum beſonderen Lieblingswohnſitze ſeines Gottes,

ſondern auch zum Verſammlungsplatze für die Gemeinde dienen. Daher war und blieb die Architektur des Innern auch das Weſentlichſte beim chriſtlichen Kirchenbau; doch verſuchte man bald auch das Aeußere würdig auszuſchmücken.

Faurndau.

Dies geſchah zunächſt, indem man die einfache, ſchlichte Mauerfläche künſtleriſch zu beleben, zu gliedern ſuchte. Ein kräftiger Sockel, meiſtens aus den Beſtandtheilen der attiſchen Baſis genommen, bildete den Fuß des ganzen Gebäudes; ein Dach- oder Kranzgeſims ſchließt die Mauer



Denkendorf.

Fig. 29. Romaniſche Geſimsbänder.

nach oben gegen das Dach hin ab. Um dieſem Dachgeſimſe mehr Wirkung zu geben, erfand man bald eine eigenthümliche Verzierung, die man nur am Aeußern der Gebäude angewendet zu haben ſcheint: den **Bogenfries**, genauer **Rundbogenfries**. Eine Reihe von Halbkreisbögen, die neben einander geordnet und zu einem ununterbrochenen horizontal laufenden Gliede verbunden ſind, bilden dieſen Fries, der denn auch die mannichfaltigſte Behandlung und Ausbildung erfährt. Entweder wird er in einfachſter

Fig. 30. Von der Kirche zu Schöngrabern.

Art durch rechteckige Mauervorſprünge hergeſtellt (Fig. 30), oder die Glieder erhalten reichere Schattenwirkung durch einen hinzugefügten Rundſtab

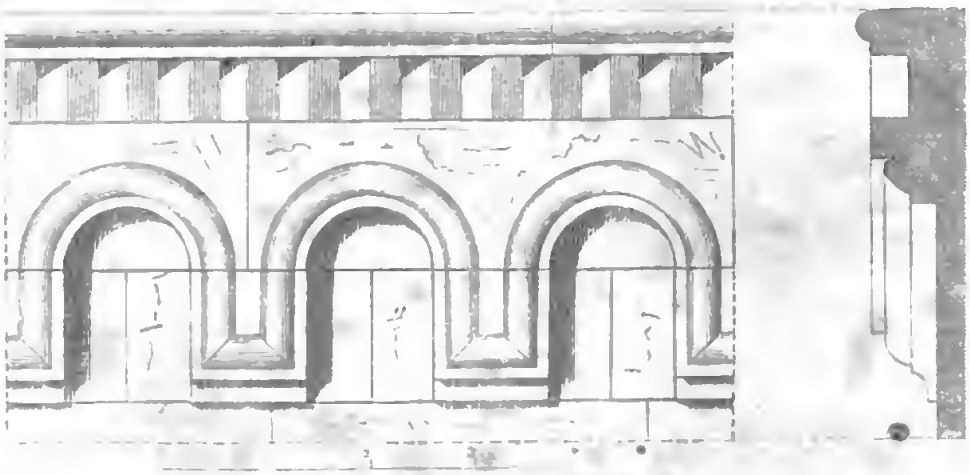


Fig. 30 a. Von der Kirche zu Schöngrabern.

(Fig. 30 a), oder endlich die einzelnen Bögen ſetzen auf einer Conſole auf, wobei denn oft noch ein rhythmiſcher Wechſel in der Behandlung eintritt (Fig. 31).

Auf den Ecken des Gebäudes, ſo wie an der Mauerfläche in gewiſſen Zwiſchenräumen, ſind Liſenen angebracht, d. h. aufſteigende Wandſtreifen,

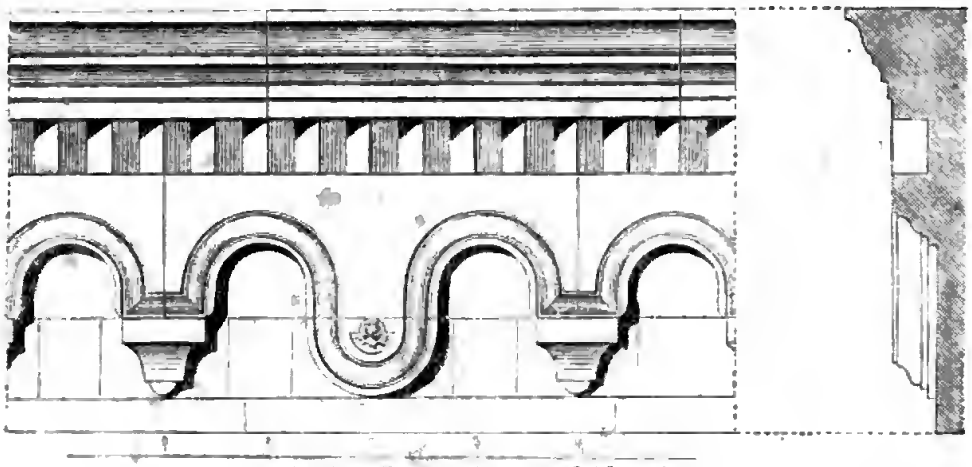


Fig. 31. Von der Kirche zu Schöngrabern.

pilaſterartige Verſtärkungen der Mauer, die den Sockel mit dem Dachfrieſe verbinden. Anſtatt der Liſenen werden auch wohl Halbſäulen gebraucht. Bisweilen tritt zu jenem Bogenfrieſe noch ein anderer Fries hinzu, ein breites horizontales Band, aus quadratiſchen Erhöhungen und Vertiefungen ſchachbrettartig zuſammengeſetzt (Fig. 32a), oder ein Band von ſchuppenförmigen Verzierungen (Fig. 32c), oder endlich, wenngleich in Deutſchland ſeltner, ein Zickzackband (Fig. 32b). Dieſe Ornamente pflegen auch im Innern an Kämpfern und ſonſtigen Geſimſen in Anwendung zu kommen. Endlich tritt manchmal, wie an Fig. 30 u. 31, ein Fries von übereckgeſtellten Steinen zum Rundbogenfries hinzu. Auch die Anordnung von Galerien, die, von Säulchen getragen, die Chorapſis und ſelbſt die übrigen Haupttheile des Gebäudes bekrönen, wird manchmal beliebt; doch in Deutſchland ſcheint faſt nur der Rhein ſolche Galerien an Kirchen zu kennen.

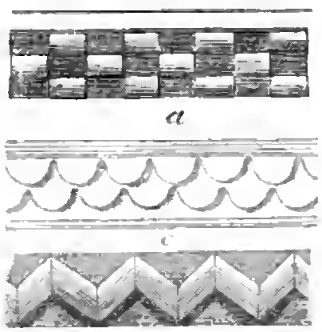


Fig. 32.

Eine der wichtigſten Stellen für die reichere Entfaltung der Außenarchitektur bieten die Portale. Die Baſilika pflegt deren mehrere zu haben, obwohl in der Anordnung derſelben keine allgemein gültige, unabänderliche

Regel zu herrschen scheint. Vielfach findet sich das Hauptportal am westlichen Ende des Mittelschiffes, in der Mitte der Westfaçade; außerdem werden oft Portale in den beiden Giebelwänden des Kreuzschiffes angeordnet; ja selbst jedes Seitenschiff hat wohl noch ein eignes Portal. Die eigentliche Oeffnung des Portales pflegt die gewöhnliche rechteckige zu sein, nach oben begrenzt durch den horizontalen Balken, den Thürsturz. Ueber diesem aber ist meistentheils ein halbkreisförmiges Feld angebracht, das Tympanon oder Bogenfeld des Portales. Häufig hat die Sculptur bedeutsame Reliefdarstellungen auf dem Tympanon ausgemeißelt. Unter diesen sind die beliebtesten: Christus auf dem Regenbogen im mandelförmigen Medaillon (der Mandorla) thronend, oft zu den Seiten Engel, die das Medaillon halten oder Weihrauchfässer schwingen, manchmal auch die Patrone der Kirche zu Christi Seite; das Lamm mit dem Kreuze; die Hand des Herrn segnend erhoben; Christus am Kreuze; der Fisch als Symbol Christi; der Herr mit den thörichten und klugen Jungfrauen ꝛc. Eingeschlossen wird das Portal durch eine oder mehrere Säulen, die zu jeder Seite in die dafür ausgeeckte Mauer hineingeordnet werden. Von der Deckplatte der Säulen steigen dann Rundstäbe (je nach der Zahl der Säulen einer oder mehrere) empor, die in halbkreisförmiger Biegung das Tympanon begränzen. An einigen romanischen Portalen finden sich Löwen angebracht; am Portal der Kirche zu Königslutter bei Braunschweig ruhen die beiden Säulen auf Löwen. Aehnlich an St. Gereon zu Köln. So selten dies in Deutschland vorkommt, so oft trifft man es an den herrlichen Kathedralen Italiens. Irriger Weise hat man solche Löwen wohl dahin deuten wollen, daß die betreffende Kirche von Heinrich dem Löwen erbaut sei.

In manchen Gegenden hat man besonders auf die glänzende Ausstattung der Westfaçade Bedacht genommen. Zwei viereckige Thürme legen sich vor die Seitenschiffe und steigen auf, unter einander durch eine horizontal abgeschlossene Zwischenmauer verbunden. Dieser Zwischenbau, der die Vorhalle sammt der Empore umfaßt, erhielt erst in spätromanischer Zeit einen giebelförmigen Abschluß, der bei gothischen Bauten steilansteigend gebildet wird. In den älteren Kirchen dagegen hat dieser Theil ein eigenes Dach, welches nach der Queraxe der Kirche gerichtet ist und also dem ent-

ſprechenden Wandfelde den horizontalen Abſchluß läßt. Manchmal gehen die Thürme oben in's Achteck über; mitunter kommen auch runde Thürme

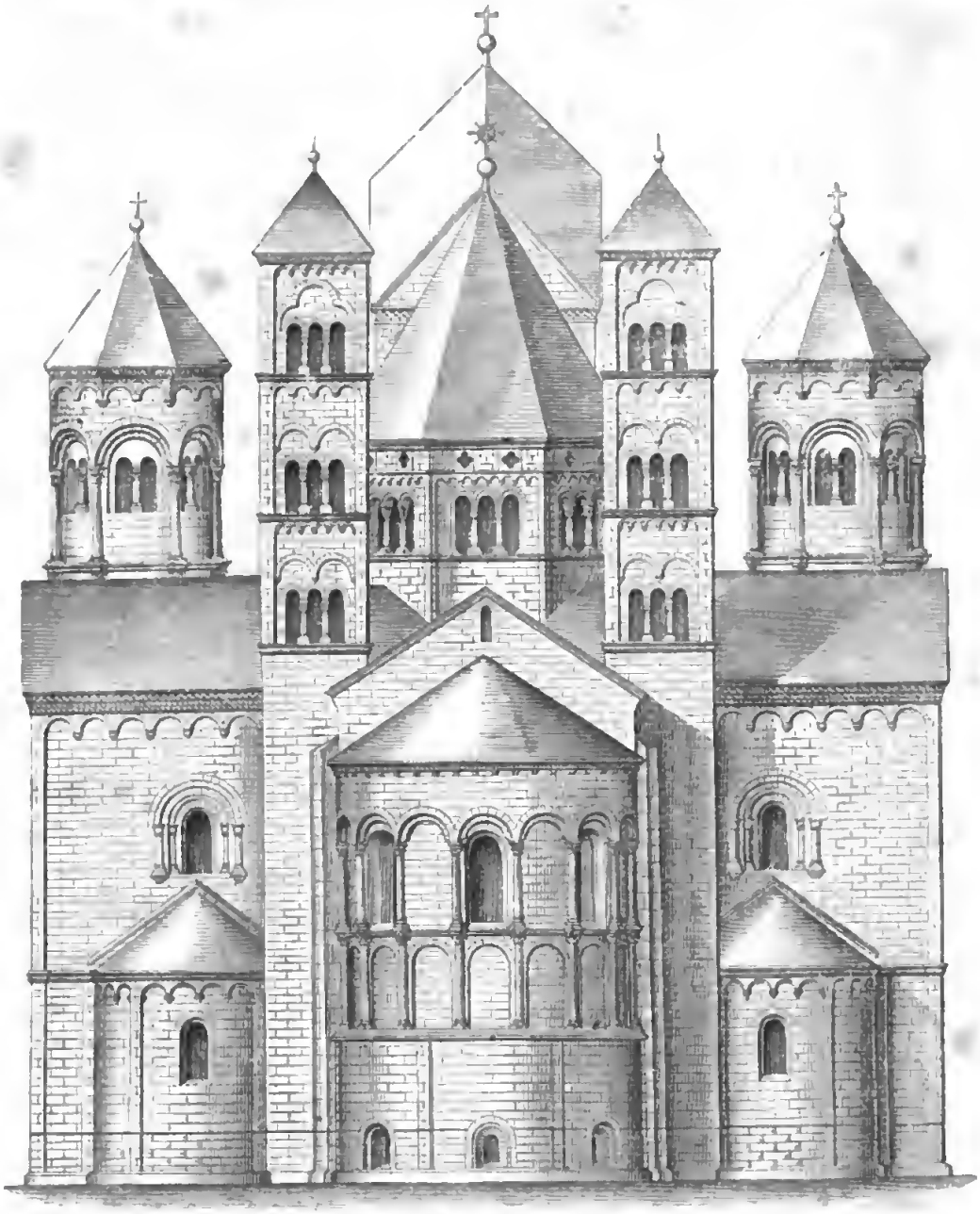


Fig. 33. Abteikirche zu Laach.

vor, und in dieſen haben ſich öfter die älteſten Theile des Gebäudes erhalten. Gern pflegt man auch bei großartigeren Anlagen einen achteckigen Thurm auf die Durchſchneidung des Langhauſes und Kreuzſchiffes zu ſetzen, oder

zwei Thürme an den Seiten des Chores aufzuführen. Auch die Kreuzarme werden wohl mit runden oder polygonen Treppenthürmen flankirt. Um von all dieſen Formen eine genügende Anſchauung zu geben, fügen wir die öſtliche Anſicht der Abteikirche zu Laach unter Fig. 33 bei, die überhaupt das Muſter einer klaren und bei ſtrenger Gemeſſenheit doch lebendigen Gliederung der Mauerflächen iſt. Hier wird der Chor durch zwei viereckige Thürme eingefaßt; auf der Durchſchneidung von Langhaus und Querſchiff erhebt ſich ein breiter achteckiger Thurm; dies iſt die öſtliche Gruppe. Die Weſtſeite hat einen mächtigen viereckigen Hauptthurm und an den Giebelwänden des zweiten Querſchiffes zwei ſchlanke runde Treppenthürme. Die Thürme ſelbſt ſind urſprünglich ohne alle architektoniſche Gliederung, bis ſpäter durch horizontale und vertikale Abtheilungen — Geſimſe, Bogenfrieſe einerſeits und Liſenen anderſeits — die Mauermaſſe organiſch gegliedert wird. Die Schallöffnungen ſind in dieſer Zeit klein, von einem Halbkreisbogen überwölbt, in welchen meiſtens zwei kleinere Halbkreisbögen conſtruirt ſind, die ihren mittleren Stützpunkt in einer kleinen mehr oder minder ſchlanken Säule finden. Die Vermittlung des meiſt breiten Bogens mit der ſchmalen Deckplatte der Säule wird gewöhnlich durch ein keilförmiges Zwiſchenglied bewirkt, den Kämpfer. Die Bedachung der Thürme war in erſter Zeit ſehr einfach und beſtand häufig nur aus einem Satteldache. Eine andere in manchen Gegenden beliebte Form war das Kreuzdach, das heißt zwei Satteldächer, die ſich kreuzförmig durchſchneiden. Dieſe Form findet ſich z. B. an der Buſtorfer Kirche in Paderborn, und der dortige Dom hatte ſie ebenfalls, ehe ſpäterer Ungeſchmack ſie mit der jetzigen vertauſchte. Eine andere vielfach in Anwendung gekommene Dachform iſt die vierſeitige (oder achtſeitige, je nach der Form der Thurmmauer) Pyramide, die, zuerſt ſtumpf, allmählich immer ſchlanker und ſteiler wurde. An der Kirche zu Laach (vgl. unſere Abbildung Fig. 33) haben die beiden viereckigen Oſtthürme ein vierſeitiges, die beiden runden und der achteckige Thurm auf der Vierung ein polygones Pyramidendach. Dies ſind die weſentlichſten, die Grundformen des Thurmdaches, die dann ſpäter zu manchen Modificationen führten. So findet ſich z. B. am Rheine vielfach eine ſehr ſchöne Form: das Mauerwerk des vier- oder achteckigen Thurmes

läuft nach oben in eben ſo viele Giebeldreiecke aus; zwiſchen je zwei benachbarte Dreiecke wird ein verſchobenes Rechteck conſtruirt, jedoch mit ſolchem Neigungswinkel, daß die einzelnen Rechtecke ſich in einem Gipfelpunkte treffen (vgl. auf unſerer Abbildung der Kirche zu Laach den weſtlichen viereckigen Hauptthurm). Eine andere Form entſteht, wenn die Hauptthurmſpitze auf den vier Ecken noch vier kleine Nebenthürmchen erhält. Das pyramidenförmige Dach des Thurmes nennt man wohl den Helm.

2. Abweichende Formen.

Zunächſt haben wir unter dieſen die Dorfkirchen zu erwähnen, die meiſtentheils nur einſchiffig, ohne Abſeiten und Kreuzſchiff; bisweilen mit Abſeiten ohne Kreuzſchiff; oder mit Kreuzſchiff ohne Abſeiten; manchmal mit Apſis, manchmal ohne ſolche, mit einfach geradlinigem Abſchluß, oft auch mit Apſiden, die in der Dicke der Mauer liegen und nach außen nicht hervortreten. Immer aber werden die Kennzeichen des romaniſchen Styles in den dicken Mauern ſo wie in den halbkreisförmig überwölbten Thür- und Fenſteröffnungen, und der Kleinheit der Fenſter im Verhältniß zur Mauermaſſe hauptſächlich zu ſuchen ſein.

Eine weſentlich abweichende Bauform iſt die, welche ſich auf den Kuppelbau und die Centralanlage ſtützt. Man findet ſie in verſchiedenen Grundformen, in runder, quadratiſcher, polygoner (Sechseck, Achteck, Zehneck, Zwölfeck). Doch kommen ſie nur ſelten im Abendlande vor, theils als Taufkapellen (Baptiſterien), als Grab-Kapellen, theils zu anderen Zwecken. Die meiſten derartigen Kapellen weiſ't Oeſterreich, beſonders Böhmen auf. So zu Mödling, mehrere zu Prag, zu Tuln (aus dem Elfeck), Znaim, Hartberg in Steiermark u. ſ. w.

Eine andere ſehr eigenthümliche Bauanlage treffen wir im frühen Mittelalter in romaniſcher Zeit bisweilen an. Dies ſind die Doppelkapellen. Man denke ſich zwei über einander liegende Kapellen, getrennt nur durch das Kreuzgewölbe. Weſentliches Merkmal einer ſolchen Anlage iſt alsdann, daß in dem trennenden Gewölbe eine Oeffnung gelaſſen iſt, durch welche den in der unteren Kapelle Anweſenden es möglich gemacht wurde, der in der oberen gehaltenen Meſſe beizuwohnen. Solche Doppelkapellen finden ſich

auf Burgen, wo der obere Raum für die Herrſchaft, der untere für die Dienerſchaft beſtimmt war; oder in Nonnenklöſtern, wo die Stiftsdamen den oberen Theil einnahmen, während die Laien, meiſtentheils wohl die Hörigen des Kloſters, in der unteren Kapelle ihren Platz fanden.

Die bis jetzt bekannt gewordenen Doppelkapellen, ſämmtlich Deutſchland angehörend, ſind: die Burgkapellen zu Eger, Goslar, Nürnberg, Lohra, Landsberg, Freiburg, Coburg, Steinfurt in Weſtfalen und die Stiftskirche zu Schwarz-Rheindorf bei Bonn; außerdem eine im Luxemburgiſchen zu Vianden.

3. Gewölbebau.

Die einfachſte Form des Gewölbebaues iſt das Tonnengewölbe (Fig. 34). Es iſt nichts Anderes, als die im Halbkreiſe vollzogene Verbindung zweier Linien, während der Halbkreisbogen (ſchlechtweg Rundbogen genannt) daſſelbe für zwei Punkte iſt. Man kann es ſich auch als halbirten Cylinder deutlich machen. Hat man nun zwei Mauern, die durch ein Tonnengewölbe mit einander verbunden ſind, ſo wird man, wenn die Ecken der Mauern durch zwei andere Mauern verbunden, und dieſe Verbindungsmauern bis zum Anſchluſſe an das Gewölbe hinaufgeführt werden, hier eine halbkreisförmige Füllung erhalten, die man die Schildwand nennt; der umſchließende Bogen heißt Schildbogen. Ein ſolches Tonnengewölbe übt einen Druck auf die ganzen Flächen der beiden Mauern aus, auf denen es laſtet.

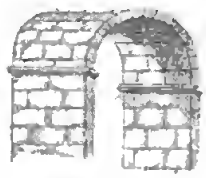


Fig. 34. Tonnengewölbe.

Anders verhält es ſich mit dem Kreuzgewölbe (Fig. 35). Dieſes entſteht dadurch, daß zwei Tonnengewölbe ſich kreuzen und gegenſeitig durchdringen. Es bleiben dann vier ſphäriſche Dreiecke, Gewölbkappen, übrig, die da, wo ſie zuſammenſtoßen, eine Naht, Gräte oder Gierung bilden, die zuſammengenommen eine Kreuzform darſtellen. Die Kreuzgewölbe haben nicht mehr ganze Wandflächen als Stütze nothwendig, ſondern ſie bedürfen nur

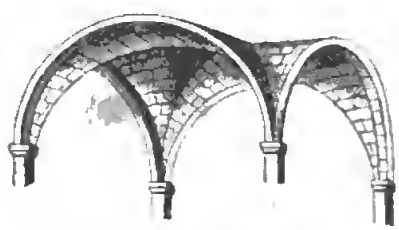


Fig. 35. Kreuzgewölbe.

vier einzelner feſter Punkte — Pfeiler oder Säulen — auf denen ſie ruhen. Durch ſie iſt alſo der Schub, der bei den Tonnengewölben auf die ganze Mauer geübt wurde, auf einzelne Punkte geleitet.

Das Kuppelgewölbe ſetzt eigentlich eine runde Grundlage voraus und kann am Beſten als halbirte Kugel betrachtet werden. Die Kuppel auf viereckiger oder polygoner Grundlage aufzuführen, erfordert complicirtere Conſtructionen.

Schon früh fing man nun an, den Gewölbebau, der zuerſt vorzugsweiſe bei Anlagen von Krypten geübt worden war, bei den Baſilikenbauten in Anwendung zu bringen. Die häufigen Brände, durch welche das Balkenwerk der Kirchen verzehrt wurde und beim Hinabſtürzen dem Mauerwerke ſelbſt Schaden brachte, mögen mitgewirkt haben zur Einführung dieſer Neuerung. Man begann zunächſt damit, Chor und Kreuzſchiff zu überwölben, wo man in den ſtarken vier mittleren Pfeilern und den Umfaſſungsmauern kräftige Widerlager hatte. Es finden ſich Kirchen des 12. Jahrh., bei denen der Raum des Chores allein gewölbt iſt; andere haben Gewölbe im Chor und dem Kreuzſchiffe, während das Langhaus flachgedeckt geblieben; noch andere haben auch in den niedrigen ſchmalen Nebenſchiffen Gewölbe, die dann dem hohen Mittelſchiffe, das allein flache Decke beſitzt, zu kräftigerem Widerlager dienen. Sodann aber ſchritt man auch zur Ueberwölbung des Mittelſchiffes. Hier boten ſich mehr Schwierigkeiten. Die beiden Reihen der niedrigen Arkadenpfeiler waren nicht auf die Anlage von Gewölben berechnet. Man half ſich, indem man einen um den andern Pfeiler höher hinaufführte und zwar als pilaſterartige Wandverſtärkung, die oben auf einem Kämpfergeſimſe das Gewölbe aufnahm (vergl. Fig. 36). Nun ſchlug man von dem Kämpfer aus einen breiten Quergurtbogen (Transverſalgurte) nach dem des gegenüberſtehenden Pfeilers. Hatte man ſo mehrere Pfeiler durch Querbänder verbunden, ſo führte man ähnliche Gurten, der Längenaxe des Gebäudes nach, von einem Pfeiler zum andern, Longitudinalgurten, und erhielt auf dieſe Weiſe oben lauter im Quadrat errichtete Gurtbänder, in die man nun die Füllung der Gewölbe leicht hineinſetzen konnte.

Einen weiteren Schritt der Entwicklung that die Architektur, als man begann, auch den Diagonalverbindungen eine feſtere Conſtruction in Geſtalt

von ſtraffen, zumeiſt runden Kreuzrippen (Diagonalrippen) zu geben. Hierdurch wurde es möglich, das Gewölbe, das anfangs aus ſchweren 1—1½ Fuß dicken Bruchſteinen gebaut wurde und ſich ſelbſt tragen mußte,

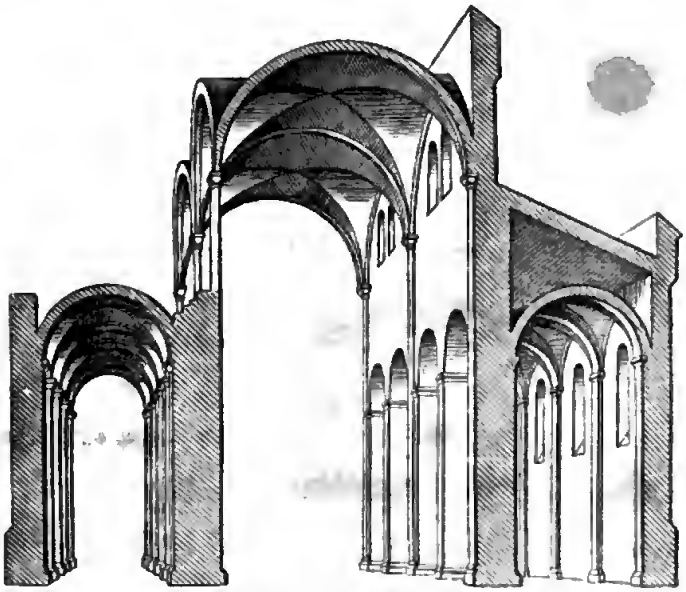


Fig. 36. Romaniſches Gewölbſyſtem.

immer dünner (bis zu 4—5 Zoll Dicke) anzulegen, es aus immer leichterem Material, Tuff- und Ziegelſteinen, zu conſtruiren und es mehr und mehr als bloße Füllung jenes Rippenwerkes zu behandeln. Der Durchſchneidungspunkt der Kreuzrippen (der Scheitel des Gewölbes) wurde zu einem runden, nachmals oft reich verzierten Schlußſtein ausgebildet. Später — wir wollen das hier antieipiren, obwohl es erſt der gothiſchen Epoche angehört — ging dieſe Theilung des Gewölbes noch weiter und führte zu den Sterngewölben und noch complicirteren Conſtructionen. Es iſt jedoch hierbei zu bemerken, daß nicht alle Kreuzrippen wirklich tragende Glieder ſind; man findet in ſpätromaniſchen Bauten ſie vielfach als bloße Zierrippen dem Gewölbe gleichſam angeklebt.

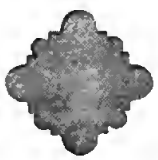


Fig. 37.

Mit der Ausbildung der Gewölbe ging auch die der Gewölbeträger, der Pfeiler Hand in Hand. Der Pfeiler, anfangs ſchlicht viereckig, wurde nun ausgeeckt, ausgekehlt, und in die ſo entſtandenen Ecken ſtellte man Halbſäulchen und Eckſäulchen, aus deren Deckplatte die Kreuzrippen her

vorzukommen ſcheinen, während kräftigere vor die Pfeilerflächen gelegte Halb- oder Dreiviertelsſäulen den Quergurten zur Stütze dienten.

Beiläufig mag noch erwähnt werden, daß die Intrados des Gewölbes (d. h. die nach dem Innern der Kirche gekehrten Flächen — im Gegenſatz zu den Extrados —) häufig mit Wandmalereien bedeckt wurden.

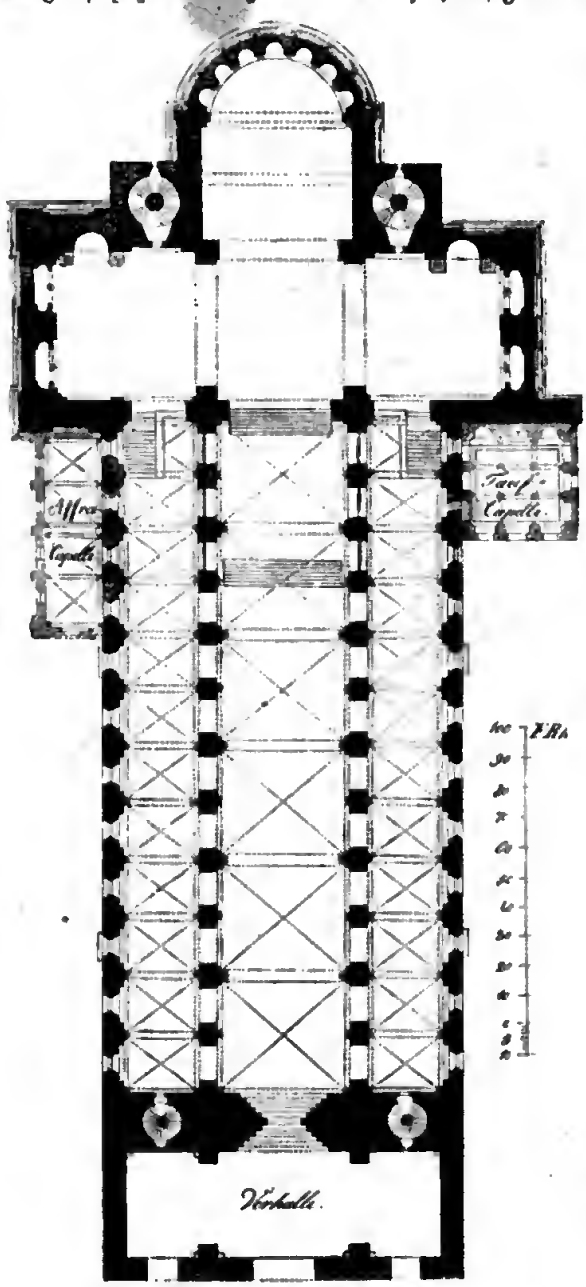


Fig. 38. Dom zu Speyer, Grundriß.

Das Syſtem der gewölbten Baſilika tritt in Deutſchland, wie es ſcheint, erſt gegen Anfang des 12. Jahrh. in's Leben, und zwar ſind es zuerſt Rheiniſche Bauten, an denen die Wölbung des ganzen Schiffes ſich findet. Der Dom zu Mainz wurde vermuthlich nach dem Brande vom J. 1081 gewölbt. Ihm folgten die Dome zu Speyer und zu Worms. Gleichzeitig (1093—1156) erhob ſich die Abteikirche zu Laach. Das übrige Deutſchland verharrte größtentheils bei der flachgedeckten Baſilika, und erſt 1172 gab der Dom zu Braunſchweig ein bedeutendes Beiſpiel der neuen Bauweiſe, welches zunächſt zur nachträglichen Einwölbung flachgedeckter Kirchen (Stiftskirchen zu Gandersheim und zu Wunsdorf) führte. Wir geben unter Fig. 38 den Grundriß des Doms zu Speyer,

um die Art der Dispoſition eines romaniſchen Gewölbebaues zu veranſchaulichen.

Mit dieſer neuen großartigen Entwicklung verband man am Rhein noch die Anlage einer erhöhten Kuppel über dem Mittelquadrat des Querſchiffes, welche nach außen als impoſanter achteckiger Thurm hervortritt. Durch Gewölbzwickel, d. h. kleine, in die vier Ecken geſpannte Kappen, wird der Uebergang aus dem Quadrat in's Achteck bewirkt. Oft erhalten dieſe Kuppeln ein Oberlicht mittelſt eines Kranzes von Fenſtern in den Umfaſſungsmauern.

Eine der wichtigſten Umgeſtaltungen erfuhr die Baukunſt durch die Aufnahme des Spitzbogens. Wollte man zwei Punkte durch den Rundbogen verbinden, ſo war nur der eine Halbkreisbogen zwiſchen ihnen denkbar. Nahm man aber ſtatt deſſen zwei Kreisſegmente und ſetzte dieſelben mit dem einen Ende auf den betreffenden Pfeiler, ſo erhielt man den ſogenannten Spitzbogen und mit ihm die Möglichkeit, zwei Punkte in beliebiger Höhe mit einander zu verbinden. Der Spitzbogen kann nämlich erſtlich ein gleichſeitiger ſein (Fig. 39 b), d. h. ein aus dem gleichſeitigen Dreieck conſtruirter, bei dem der Mittelpunkt des Kreiſes, aus deſſen Segmenten der Bogen beſchrieben iſt, im Fußpunkte des anderen Bogens liegt.

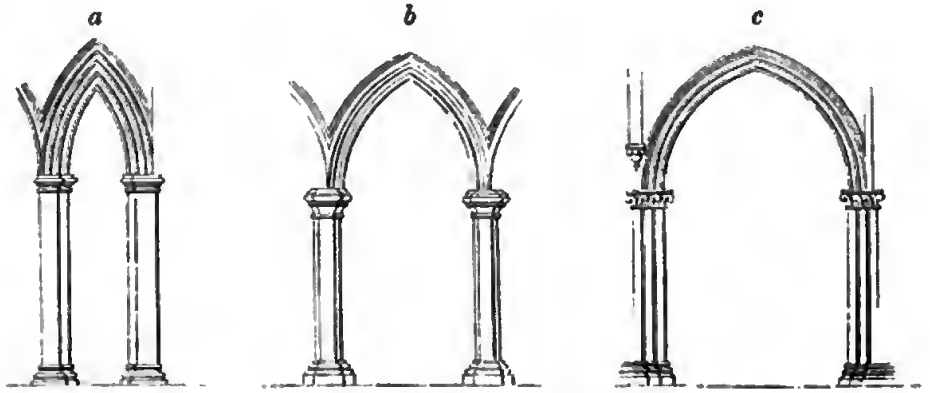


Fig. 39. Spitzbogenformen.

Rücken die Mittelpunkte der Kreiſe zwiſchen die beiden Fußpunkte (Stützpunkte), ſo entſteht ein ſtumpfer Spitzbogen (Fig. 39 c); rücken ſie außerhalb derſelben, ſo erhält man den ſteilen oder lanzettförmigen

Spitzbogen (Fig. 39a). Während es ſelbſtredend zwiſchen zwei Punkten nur einen gleichſeitigen Spitzbogen geben kann iſt die Zahl der ſtumpfen und ſteilen eine unendlich große.

Nachdem die Baukunſt dieſe neuen Erfindungen gemacht hatte, waren alle Elemente zu einem neuen Style gegeben. Das war der Gothiſche.

IV.

Der Uebergangsſtyl.

(1175—1225.)

Gegen das Ende der romaniſchen Bau-Epoche miſchen ſich manche freiere, ſelbſt willkürliche Formen in die ſtrengere romaniſche Bauweiſe, wodurch eine Architektur entſteht, der man den Namen des „Uebergangsſtyles“ gegeben hat. Man wollte dadurch ausdrücken, daß die Werke dieſer Gattung einen Uebergang vom romaniſchen Styl in den gothiſchen bilden. Dies iſt aber höchſtens in chronologiſchem Sinne richtig, da allerdings in Deutſchland an vielen Orten dem gothiſchen Styl jene Uebergangsformen vorausgehen. Vielfach beſtehen dieſelben jedoch neben der Gothik anfänglich noch fort und werden erſt allmählich durch dieſelbe verdrängt. Während nämlich im nordöſtlichen Frankreich aus den verſchiedenen Ergebniſſen der heimiſchen Bauſchulen romaniſchen Styles der gothiſche hervorging, brachte man es in Deutſchland ſelbſtändig nur zu einer Nachblüthe des romaniſchen Styles, die beſonders am Rhein glänzend und reich ſich entfaltete. Dies iſt, was man „Uebergangsſtyl“ zu nennen pflegt.

Das Hauptmerkmal dieſer Epoche, die das letzte Viertel des 12. und das erſte Viertel des 13. Jahrh. umfaßt und in manchen Gegenden noch bis über die Mitte des 13. Jahrh. währt, beſteht in einem gewiſſen unruhigen Haſchen nach neuen Bildungen und dem ſehr energiſch auftretenden Beſtreben, die alten Formen umzugeſtalten. Dies äußert ſich vorzüglich an dem Hauptbeſtandtheile romaniſchen Styles, dem

Rundbogen, und dort eben in sehr mannichfacher Weise. Vorab muß indeß bemerkt werden, daß wir es hier nicht mit einem Style zu thun haben, der etwa als dritter dem romanischen und gothischen beizugesellen wäre: sondern nur mit einer innerhalb des romanischen Formprinzips stattfindenden zuerst rein decorativen, und erst später constructiven, d. h. die Gesetze der Construction umgestaltenden Bewegung; daß demnach von einem Uebergangs-Style, in jenem Sinne, mit Recht nicht die Rede sein kann. Die Bauwerke der Uebergangszeit enthalten noch durchaus romanische Elemente, theils in der Art der Raumtheilung und der Construction, theils in ihrer Ornamentirung. Allein sie verrathen größtentheils ein Abarten von der alten Formbildung einerseits und andrerseits eine Entwicklung des Constructionsgedankens. Zugleich nehmen sie das fremde Motiv des Spitzbogens auf, wenn auch zumeist nur in decorativem, selten anfangs in constructivem Sinne.

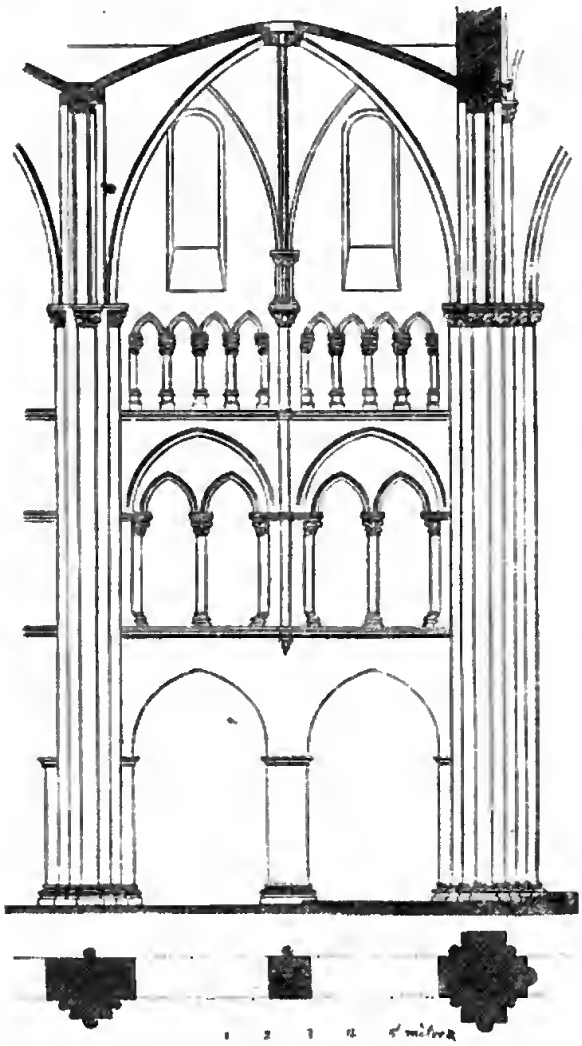


Fig. 40. St. Georg zu Limburg.

Solche Umgestaltungen im Innern finden sich zuerst bei gänzlicher Beibehaltung rein romanischen Styles am Aeußern. Draußen herrschen noch die rund überwölbten Portale und Fenster, die Rundbogenfriese, die Lisenen in alter Weise. Dagegen sind die rundbogigen Arkaden des Innern zu spitzbogigen geworden, fast immer in jener primitiven stumpfen, schwerfälligen Form des Bogens. So an der Stiftskirche St.

Georg zu Limburg, wo die Arkaden, Galerien und Gewölbe den Spitzbogen zeigen, während die kleinen Fenſter noch rundbogig ſind. Dies war zunächſt durch keine Nothwendigkeit bedingt, ſondern lediglich durch die erwachende Luſt an der neuen, noch ungewohnten Form hervorgerufen. Doch gibt es Fälle, wo ein praktiſches Bedürfniß eigner Art zu derartiger Aufnahme des Spitzbogens führte. Ein ſolcher liegt in der Marienbergkirche zu Helmſtädt vor, wo von den Arkadenpfeilern die beiden dem Kreuzſchiff zunächſt ſtehenden näher an einander gerückt ſind, als die übrigen. Da man nun ihre Bögen eben ſo hoch bilden wollte, wie die übrigen rundbogigen, ſo ergab ſich als einfachſte Conſequenz, daß die Scheitel in die Höhe gezogen werden, d. h. daß Spitzbögen entſtehen mußten.

Durch ähnliche Nothwendigkeit erſchien der Spitzbogen da, wo man ſchmalere Seitenſchiffe zu gleicher Höhe mit dem Hauptſchiff hinaufführen wollte, eine Anordnung, die im Allgemeinen ſelten, ſich in verhältnißmäßig früher Zeit häufig in Weſtfalen findet. Man führte in ſolchem Falle die Arkadenpfeiler (oder Säulen), die nicht zugleich Gewölbträger waren, zu derſelben Höhe mit dieſen, verband ſie mit denſelben durch Bögen (theils runde, theils ſpitze), und ließ nun für das Seitenſchiff die Gräte zweier Kreuzgewölbe auf ihnen auslaufen, ſo daß noch immer jenes Verhältniß der gewölbten Baſilika beibehalten wurde, wo zwei kleine Gewölbquadrate jedes Seitenſchiffes auf das eine des Mittelſchiffes kamen. Bisweilen freilich tritt an die Stelle der beiden Gewölbe des Seitenſchiffes ein halbirtes Kreuzgewölbe.

Bei dem unglaublichen Umgeſtaltungstrieb jener Zeit, der ſich mit einem nicht minder großen Baueifer paarte, mußten dieſe Anfänge ſchnell zu bedeutſameren Conſequenzen führen. Die Wichtigkeit des Spitzbogens für die Gewölbeconſtruction wurde bald erkannt. Wir müſſen hier an das erinnern, was ſchon Seite 37 fg. über die Entwicklung des romaniſchen Gewölbebaues geſagt iſt. Streng genommen gehört ja jene ganze Umbildung unter die Kategorie des „Ueberganges“, wie wir denn auch ſchon dort darauf hingewieſen haben, daß die allmähliche Ausbildung des Rippenſyſtems der Gewölbe ein Anbahnen der Gothik geweſen ſei. In der That fällt auch dieſe Gewölbentwicklung in die von uns der Uebergangsepoche vindicirte Zeit. Denn es

lag nahe, die Scheitelpunkte der Rippen und Gurte hinaufzuziehen, so daß man nicht selten in demselben Bauwerke rundbogige und spitzbogige Gurtungen findet, und zwar meistentheils so, daß erstere in den östlichen Chortheilen noch herrschen, während plötzlich mit dem Beginne des Kreuzschiffes oder des Langhauses letztere bereits adoptirt sind. Manchmal trifft man auch spitzbogige Gewölbe bei rundbogigen Arkaden; offenbar war der Bau schon bis über die Höhe der Arkadenbögen fortgeschritten, als man zu der neuen Form griff. Doch ist hierbei immerfort im Auge zu behalten, daß der Spitzbogen der Uebergangszeit jener schwere, stumpfgebrochene ist.

Die Laibungen des Bogens dagegen bleiben vielfach noch unbeholfen, ganz unentwickelte gerade Flächen, entsprechend den Pfeilerflächen, von denen sie aufsteigen. Allein die Vorlage von runden Gliedern an die Pfeiler und in die Ecken derselben führte eine Fortsetzung derselben Profilirung durch die Bögen herbei, wie wir bereits Seite 38 erörtert, und auch dies ist wesentlich als Moment der Uebergangsepoche zu betrachten. Ferner erhält der Pfeiler zuweilen an seinen Ecken Abschrägungen, an welche dann eine Halbsäule oder Dreiviertelssäule gelegt wird, eine Profilirung, die schon in der Blüthezeit des romanischen Styles hin und wieder aufgekommen war, die aber jetzt manchmal auch am Arkadenbogen durchgeführt wird.

In manchen Gegenden war es jedoch um diese Zeit mit den Gewölben ganz anders beschaffen. Während man nämlich alle Formen des Ueberganges schon angenommen hatte, führte man dort die Gewölbe, sei es weil der Sinn für constructive Entwicklung noch nicht so lebendig war, sei es, was wahrscheinlicher dünkt, daß man des leichten Tuffsteinmaterials, welches zu den fortan nur als Füllungen behandelten Gewölbkappen verwandt wurde, entbehrte, noch aus schweren Bruchsteinen bis zu 15" Dicke auf, legte dann aber, um den Schein von complicirterer Gewölbconstruction zu retten, mancherlei sich vielfach kreuzende Zier-Rippen vor, die oben im Scheitel sich meistens wieder gemeinsam herunterneigen und dort in einem knospen- oder tropfenartigen Schlußstein endigen; die endlich in gewissen Entfernungen durch Ringe umfaßt oder mit tellergroßen Schilden oder Knöpfen verziert sind. Diese Belebungen der Gewölbflächen, die das Bedürfniß jener Zeit nach organischer Umgestaltung der Baumassen verrathen, dürfen also nicht

ſchlechthin ohne Gewölbunterſuchung zu der Annahme verleiten, daß man hier auf Rippen conſtruirte Gewölbe vor ſich habe. In Weſtfalen habe ich derartige Beiſpiele in Menge gefunden.

Nachdem dies erſte Stadium durchlaufen war, ergriff der Geiſt der Umgeſtaltung auch diejenigen bis jetzt noch unberührt gebliebenen Theile des Baues, die nach außen ſich bemerkbar machen. Am folgereichſten war hier die Weiterbildung der Fenſter. In der flachgedeckten Baſilika lagen die Fenſter des Mittelſchiffes mit gleichen Abſtänden von einander in der Mauerfläche vertheilt. Als die Gewölbe aufgenommen wurden, trat inſofern eine Veränderung ein, als nun die Fenſter ſo geſtellt werden mußten, daß jede Schildwand ein Fenſter erhielt. Da indeß hierdurch der Lichtöffnungen zu wenige wurden, ſo ordnete man je zwei Fenſter neben einander in die Schildbogenwände und erhielt hierdurch ſchon Fenſtergruppen (vergl. Fig. 36).

Die Uebergangszeit, welche dieſe Gruppen vorfand, behielt dieſelben zunächſt bei, fing aber an, den Schluß der Fenſter ſpitzbogig zu bilden. Dieſer Spitzbogen iſt bei manchen jener Bauten ein kaum merkliches Brechen der Halbkreislinie. Zugleich führte man die Fenſter tiefer hinab, was namentlich in den Kreuzarmen, ſo wie in den Nebenſchiffen, die mit dem Mittelſchiffe gleiche Höhe erhielten, eine beträchtliche Verlängerung der Fenſter zur Folge hatte. Aber noch blieb zu viel tod-

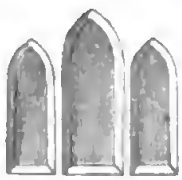


Fig. 41.

Fig. 42.

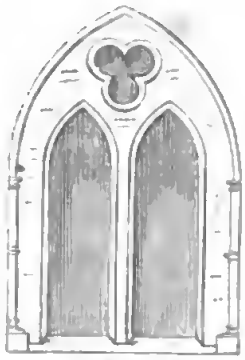


Fig. 43.

ter Mauermaſſe übrig, und gerade auf Belebung, Durchbrechung derſelben war man bedacht. Man ordnete alſo bald je drei Fenſter zuſammen, von

denen meiſtens das mittlere die ſeitlichen an Höhe überragt (Fig. 41). Sind dieſelben nah an einander gerückt, ſo umfaßt man ſie wohl mit Säulen, die dann als Bogen ſich fortſetzen und eine völlige Umrahmung des Fenſters bilden (Fig. 42). Hierauf ging man noch einen Schritt weiter, in-

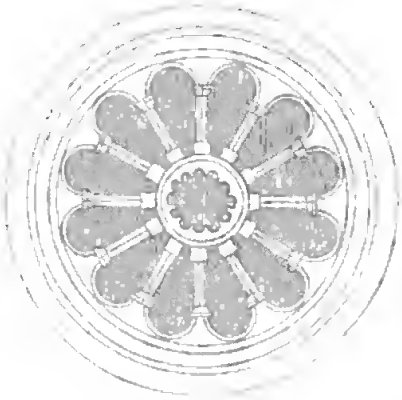


Fig 44.

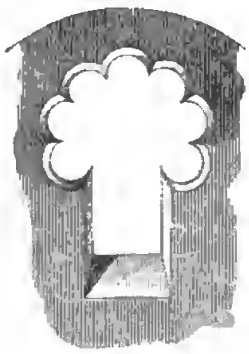


Fig. 45.

dem man zwei ſolcher ſchmalen Fenſter zuſammenſtellte, in die Mauerfläche zwiſchen beiden Fenſterbögen ein Kleeblatt- oder ein Rundfenſterchen fügte und ein ſolches Fenſterſyſtem durch eine ſpitzbogige Mauerblende umfaßte. (So bei Fig. 43 an St. Gereon zu Köln.) Wie nahe man hier bereits der Form nach dem durchbrochenen gothiſchen Fenſter kam, iſt klar. Aber auch dem Weſen nach: denn ſchon wagte man — und man durfte es bei der künſtlichen Conſtruction der Gewölbe — die Umfaſſungsmauern in der Fenſterhöhe zu verdünnen, ein Verfahren, welches ſeine kühnſte Ausbildung in der Gothik fand. Dieſer Periode gehören auch die reichen, prachtvollen Radfenſter oder Roſen an (Fig. 44), große kreisrunde Fenſter, die durch ſpeichenartiges Stabwerk, das in der Mitte in einem Kreiſe oder einer andern Figur zuſammentrifft, in viele Theile zerlegt werden. Am häufigſten kommen ſie über dem Weſtportale vor, wo ſie ſelbſt in gothiſcher Zeit noch angewandt werden; manchmal auch über den Portalen der Kreuzflügel. Eine ſeltſame

Fig. 46.

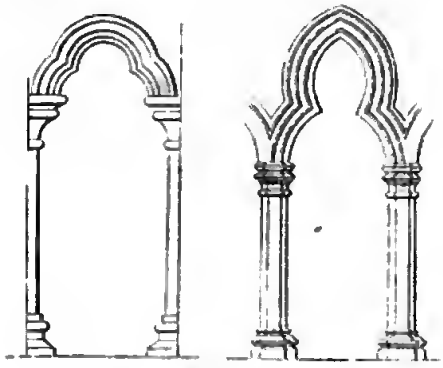


Fig. 47.

Abart von Fensterbildung ist das sogenannte Fächerfenster (Fig. 45), ein gewöhnliches schmales Fenster, dessen oberer Schluß sich ringförmig mit

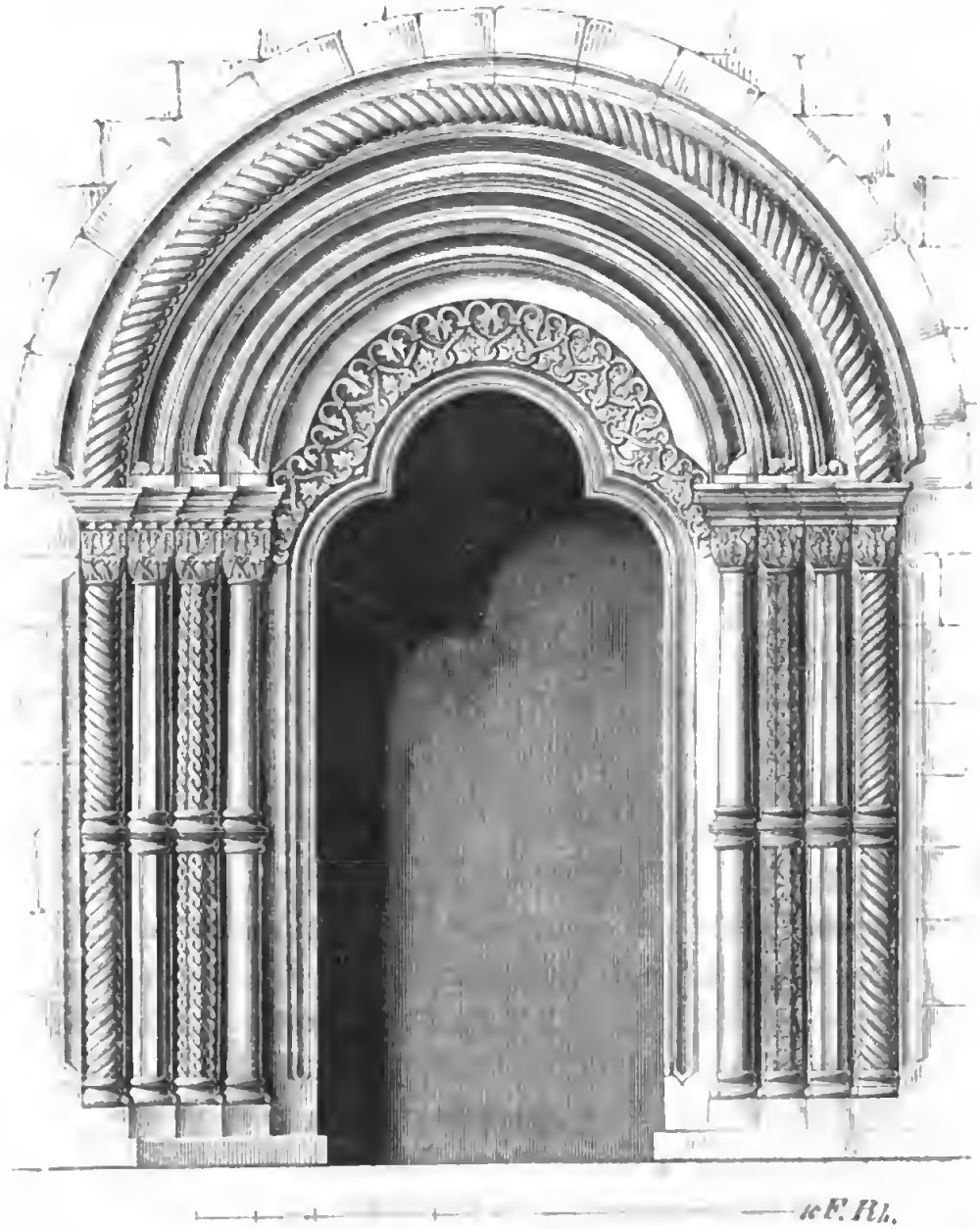


Fig 48 Portal zu Heilsbronn.

verschiedenen Rundzacken erweitert. In der Kirche zu Neuß und in anderen rheinischen Kirchen kommen solche Fenster an den Emporen und der Oberschiffwand vor. Endlich findet man auch mehrfach, besonders an rheinischen

Kirchen, halbirte Radfenſter (Fig. 46), wenn die Obermauer des Schiffes nicht hoch genug für längere Fenſter iſt.

An den Portalen beharrt dieſe Zeit in Anwendung jener reichen Entwicklung, wie ſie ſchon der Blüthezeit des romaniſchen Styles eigenthümlich war; indeß werden auch hier zugleich Umgeſtaltungen vorgenommen. Zunächſt bricht man den Rundbogen in denſelben ſchweren Spitzbogen, der bereits an den Arkaden, den Gewölben, den Fenſtern ſich zeigte. Außerdem liebt man ſehr, die jetzt in Schwung kommende Kleeblattform hier anzuwenden, deren mittleres Glied manchmal rund, manchmal ſpitz gebildet wird. (Vergl. Fig. 47 a und b und das prächtige Portal an einer Kapelle zu Heilsbronn unter Fig. 48.) Eine ſehr ſelten vorkommende Form iſt der von den Arabern entlehnte Hufeiſenbogen, d. h. ein Rundbgen, der über ſeine Fußpunkte hinaus fortgeführt iſt, alſo mehr als einen Halbkreis aus-

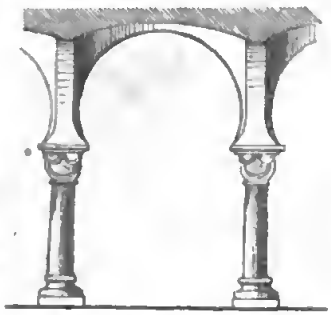


Fig. 49. Göllingen.

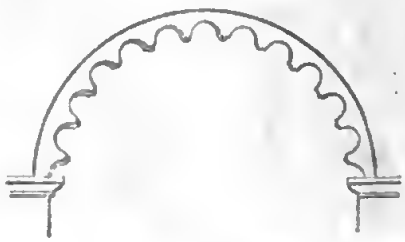


Fig. 50. Freiburg

macht. Man findet ihn z. B. in der Krypta zu Göllingen (Fig. 49). Eine andere ebenfalls dem arabiſchen Bauſtyl entſtammende Form iſt der mit kleinen Bögen zackenartig beſetzte Rund-Bogen (Fig. 50), wie ihn die Vorhalle von St. Andreas in Köln und die Schloßkapelle zu Freiburg an der Unſtrut aufweiſen.

Endlich erfahren auch die Geſimſe eine Umgeſtaltung. Die kleinen Rundbögen derſelben verwandeln ſich in Spitzbögen oder in die Kleeblattform; auch kommt es namentlich bei Ziegelſteinbauten vor, daß ein Rundbogenfries ſo angeordnet wird, daß ſeine Schenkel ſich kreuzen, und alſo ſpitzbogige Figuren hervorbringen. Ueberhaupt erhalten dieſe Gliederungen reichere Profile. Sämmtliche Säulchen, ſowie die Fortſetzungen derſelben an Thür- und Fenſtereinfaſſungen pflegen in dieſer Zeit ringförmige Ver-

zierungen anzunehmen, die in gewissen Abständen sich wiederholen. So an dem unter Fig. 48 mitgetheilten Portal zu Heilsbronn.

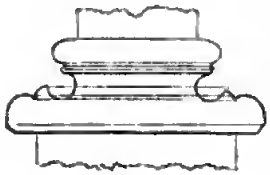


Fig 51.

In der Ornamentik wird im Wesentlichen die Stufe der romanischen Blüthezeit beibehalten; doch findet theilweise ein Zusammendrücken und Herausschwellen der Glieder, namentlich der Basen (Fig. 51) und Kapitäle statt, während letztere auch oft eine langgestreckte glockenartige Form annehmen. Besonders bezeichnend für das letzte Stadium des Ueberganges sind Kapitäle, die aus mehreren übereinander an langen Stielen sitzenden, manchmal blattartig gestalteten Knollen gebildet werden (Fig. 52). Ja, selbst das freier geschwungene, der Natur nachgeahmte Blattwerk der Gothik findet sich in einzelnen Vorläufern wohl schon bei Uebergangsbauten ein.

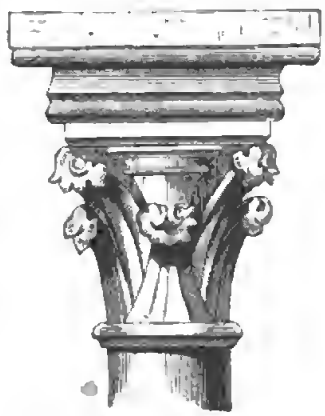


Fig. 52. Kapitäl vom Dom zu Magdeburg.

Alle diese Umgestaltungen sind bewerkstelligt, ohne den romanischen Charakter der Raumtheilung, überhaupt des Grundrisses, zu berühren. Nur findet sich zuweilen, daß die Chorapsis polygon gestaltet wird, manchmal mit Beibehaltung des Halbkreises im Innern, manchmal mit völliger Durchführung des Polygons. Denn auch hier genügte nicht mehr die einfache ununterbrochene Rundlinie, da man einmal das Princip einer strengeren organischen Gliederung der Massen angenommen hatte. Mit diesem letzten Schritte war der Rundbogen völlig aus dem Bauwerke beseitigt; in der sich anschließenden gothischen Periode wurde nun der Spitzbogen als herrschendes Princip bis in's Einzelnste durchgeführt.

Was die Zeitbestimmung dieser Epoche betrifft, die wir bereits gegeben haben, so ist besonders zu bemerken, daß die Uebergangsformen in manchen Ländern nur wenig Jahre einnehmen, während sie in anderen durch mehr als ein halbes Jahrhundert herrschend bleiben. Diese Thatsache findet ihre Erklärung in dem Charakter der verschiedenen Völker, so wie in ihrer äußerlichen Stellung zum damaligen Weltverkehr. Daß in Nordfrankreich und

England der Uebergangsbau nur geringe Zeit einnimmt, und daß man dort ſchon in der letzten Hälfte des 12. Jahrh. gothiſch baute, während man in Deutſchland noch tief im Romaniſchen ſteckte; daß ferner der Rhein am erſten nachfolgte; daß die Bauſtyle ſich am ſchnellſten in den Küſtenländern verbreitet, während Binnenländer wie Weſtfalen, Mittel- und Süddeutſchland ſo wie Oeſterreich lange zurückblieben, wird demnach Niemandem Wunder nehmen. In Weſtfalen z. B. pflegt die Entwicklung der mittelalterlichen Architektur der des Rheines um etwa ein halbes Jahrhundert zurückzuſtehen. Alle dieſe Verhältniſſe, die die Zeitangaben ſo ſehr erſchweren und abſolute, allgemein gültige Zahlen nur annähernd zulaſſen, müſſen bei der Betrachtung und Beurtheilung mittelalterlicher Bauwerke wohl beachtet werden.

Die glänzendſte Blüthe hat dieſe Epoche wie geſagt in den Rheinlanden erlebt. Hier findet ſich zugleich in manchen Kirchen die Anordnung von Emporen über den Seitenſchiffen, wovon bereits S. 16 die Rede war. Wo aber auch ſolche Emporen nicht angetroffen werden, pflegt in der Regel die Obermauer des Langhauſes über den Arkaden durch Blendbögen auf Säulen, die oft mit ſchmalen, in der Mauerdicke liegenden Laufgängen in Verbindung ſtehen, gegliedert zu ſein. Die Abbildung aus dem Langhauſe der Quirinskirche zu Neuß (Fig. 53) veranſchaulicht eine Galerie, die mit einer Empore verbunden iſt. An St. Georg zu Limburg (vergl. Fig. 40) kommt ſogar zur Emporengalerie noch eine kleine Obergalerie von Blendbögen.

Zu den ausgezeichnetſten Bauten dieſer Zeit gehören noch: die Chöre und Kreuzarme von St. Martin und St. Apoſteln zu Köln, das Münſter zu Bonn, die Abteikirche zu Heiſterbach, die Kirche zu Gelnhauſen, die Dome zu Naumburg und zu Bamberg, die Michaelskirche und die Façade von St. Stephan zu Wien ſammt der Rieſenpforte, die Abteikirche St. Ják in Ungarn mit ihrem Prachtportal, einem Unicum ſeiner Art, u. ſ. w.

Eine andere Richtung nahm der Uebergangsſtyl in Weſtfalen. Zwar bilden hier Werke wie die Dome zu Münſter und Osnabrück Beiſpiele einer verwandten Auffaſſung, doch bezeichnen ſie hier nur eine Ausnahme.

Allgemeiner dagegen iſt die conſequente Durchführung der ſchon in der vorigen Epoche (vergl. Seite 45) angebahnten Anlage mit drei gleich hohen Schiffen, der ſogenannten Hallenkirchen. Der Dom zu Paderborn, das Münſter zu Herford und in kleinerem Maßſtabe die Kirche zu Methler geben intereſſante Belege dieſer Bauform, die in der Folgezeit für die Entwicklung der deutſchen Architektur ſo einflußreich werden ſollte.

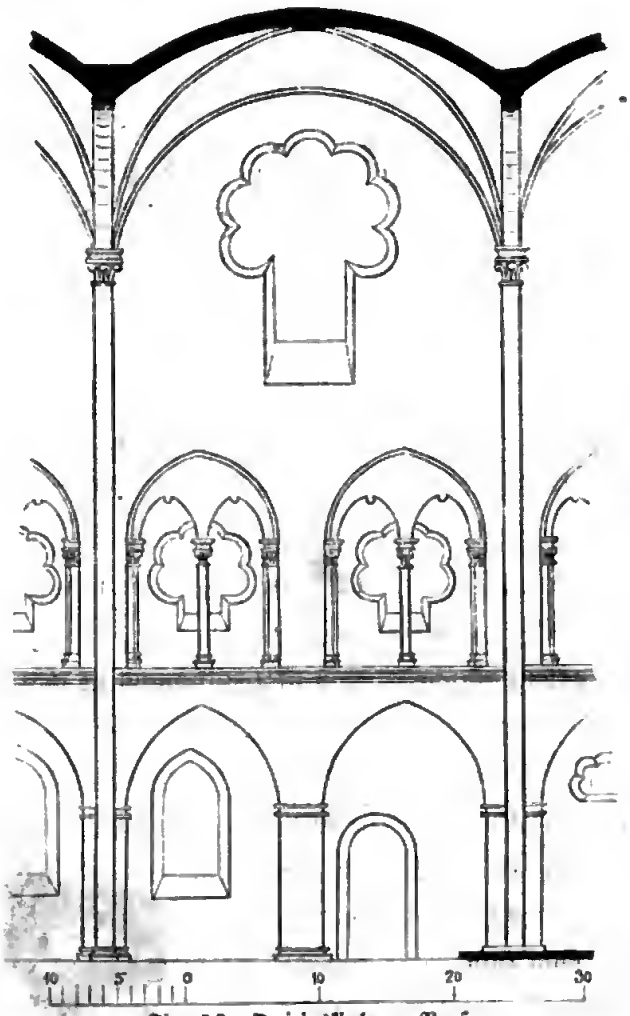


Fig. 53. Quirinskirche zu Neuß.

V.

Der gothiſche Styl.

(1225—1525.)

Das Syſtem.

Wir haben vorab mit einigen Worten den Namen zu rechtfertigen, der unpaſſend genug klingt, da die alten Gothen mit dieſem Style am allerwenigſten in Verbindung ſtehen. In neuerer Zeit, da man das Schiefe der Bezeichnung erkannte, iſt man bedacht geweſen, einen anderen Namen an die Stelle zu ſetzen. Die Engländer gleich den Franzoſen vindicirten ſich den Styl als ihren „vaterländiſchen", und in Deutſchland iſt man hierin nachgefolgt und hat ihn „deutſcher, altdeutſcher Styl", auch wohl „germaniſcher Styl", umzutaufen verſucht. Mit Unrecht; denn wenn gleich die edelſte, reinſte Vollendung deſſelben dem deutſchen Genius vorbehalten blieb, ſo iſt Nordfrankreich doch die Gegend, wo dieſer Styl geſchaffen wurde. So mag es denn bei dem alten, von den Italienern aufgebrachten Spottnamen bleiben, der nun doch zum Ehrennamen geworden iſt.

Neuere Nachforſchungen haben ergeben, daß im letzten Drittel des 12. Jahrh. der gothiſche Styl in Isle de France, in Paris und ſeiner Umgebung zuerſt aufkam. Von dort wurde er noch in demſelben Jahrhunderte zunächſt nach England übertragen, wo mehrere bedeutende Bauwerke, darunter die Cathedrale von Canterbury (Chor 1174—1185), entſtanden. Sodann aber fand die neue Bauweiſe ſchnell Eingang am Rheine, und das

erſtegothiſche Bauwerk auf deutſcher Erde wird das Schiff von St. Gereon zu Köln (1212—1227) ſein. Auch am Magdeburger Dom (1211 begonnen) tritt das gothiſche Princip bereits unverkennbar auf. Mit voller Entſchiedenheit durchgeführt erſcheint indeß zuerſt die Gothik an der Liebfrauenkirche zu Trier (1227—1244) und an der Kirche der h. Eliſabeth zu Marburg (1235 begonnen), und ſchon im Jahre 1248 wurde das edelſte und herrlichſte Bauwerk angefangen, das jemals chriſtliche Kunſt erdacht: der Dom zu Köln.

Das Hauptmerkmal des gothiſchen Styles iſt nun zunächſt, daß alle Theile ſchlanker, ſtraffer emporſtreben, eine Tendenz, die ſchon in dem jetzt allein herrſchenden Spitzbogen ausgeſprochen liegt. Wir haben ſchon S. 41 die ſtatiſche Bedeutung dieſer neuen Bogenform hervorgehoben. Man erkannte, daß man beim Spitzbogen, der den Druck der Gewölbe auf einen Punkt und mehr nach unten lenkte, jener dicken Mauern der früheren Zeit entbehren könne, wenn man nur Sorge trüge, dieſem Punkte ein ausreichendes Widerlager zu geben. Etwas Aehnliches hatte man ja ſchon im entwickelten romaniſchen Gewölbebau vorgebildet: dort nämlich gaben die ſtark und kräftig nach innen vortretenden Pfeiler ſammt den Liſenen bereits ein ſolches Widerlager ab. Man verſtärkte daſſelbe jetzt (vergl. Fig. 54) durch die Strebepfeiler, viereckige kräftige Mauerpfeiler, die nach außen vorgelegt wurden. Da man indeß bei den großen Kirchenanlagen die niedrigen Seitenſchiffe beibehielt, ſo ſtellte man ſolche Strebepfeiler zunächſt an die Außenwände dieſer Bautheile und zwar überall da, wo im Innern die Gewölbträger angeordnet waren; ſodann minder kräftige, auf den Pfeilern des Innern ruhende, an die Mittelſchiffe. Da dieſelben jedoch nicht ſtark genug gebildet werden konnten, ſo ſchlug man aufſteigende Bögen, Strebebögen, von der Spitze der Strebepfeiler des Seitenſchiffes nach der Spitze jener hin, ſo daß der Schub der Gewölbe durch dieſelben auf die äußeren Streben geleitet wurde. Dieſe Strebebögen möglichſt zu erleichtern, durchbrach man ſie mit verſchiedenen decorativen Formen in mannichfacher Weiſe; ihren oberen Rand aber beſetzte man mit Steinblumen. Außerdem führte man durch den Strebebogen in einer Rinne das Waſſer ab, welches vom hohen Dache herabkam und in der Traufrinne ſich ſammelte. Durch

die meiſt in phantaſtiſchen Thiergeſtalten am äußeren Strebepfeiler angebrachten Waſſerſpeier floß das Regenwaſſer ab.

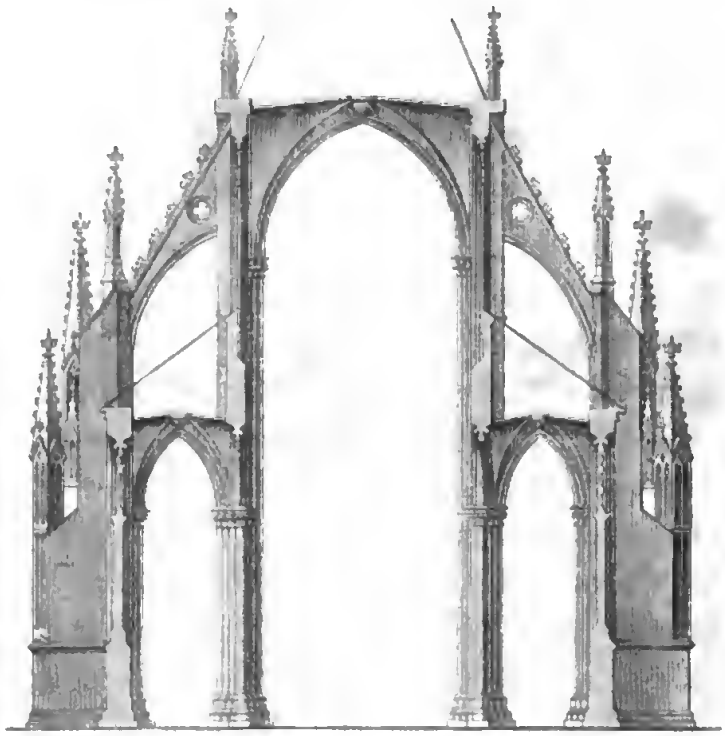


Fig. 54. Dom zu Halberſtadt. Querſchnitt.

Eine andere wichtige Umänderung war die Beſeitigung des Quadrates bei der Anlage der inneren Räume. Indem man nämlich jeden Pfeiler zum Gewölbträger und alle Pfeiler gleich machte, fiel der Unterſchied zwiſchen Arkadenpfeilern und Gewölbpfeilern fort, und die Pfeiler rückten nun ſo nahe zuſammen, daß jedes Gewölbe des Mittelſchiffes ein längliches Rechteck zur Grundlage hatte, deſſen längere Seite die Breite des Schiffes bildete, während die kürzere etwa zwei Drittel der Langſeite ausmachte (vergl. Fig. 56). Hierdurch erhielt nicht allein die perſpectiviſche Durchſicht das reichſte, wechſelvollſte Leben, ſondern es konnten auch deſto leichter die Zwiſchenfelder der Wand gänzlich durchbrochen werden.

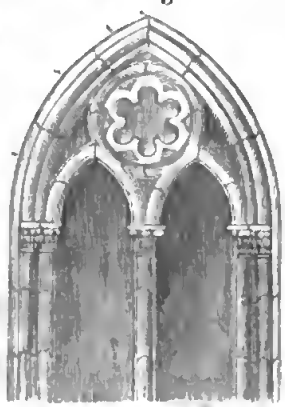


Fig. 55. Goth. Fenſter.

Dies geſchah, um in den Zwiſchenraum jene großen prachtvollen Fen-

ſter zu ſetzen, die wegen ihrer Größe und Breite durch kräftigere Gliederungen, als die Bleieinfaſſung war, getheilt werden mußten. Man bewerkſtelligte dies, indem man von der Fenſterbank aus mehrere ſteinerne Stäbe, Pfoſten, aufwärts führte, die ſich oben in mancherlei verſchlungene Figuren, Maßwerk, verzweigten. Die einfachſten derſelben waren das Dreiblatt (Dreipaß) und das Vierblatt (Vierpaß). So gibt es auch Fünfpäſſe, Sechspäſſe u. ſ. w. Indeß blieb bei hohen Kirchen zwiſchen den Fenſtern und den Arkadenbögen der bedeutende Theil der Wand, hinter welchem das Dach des Seitenſchiffes liegt, kahl. Man ordnete deshalb hier oft in der Mauer liegende Galerien an, aus Bögen beſtehend, die auf Säulchen ruhen. Man nennt ſie Triforium, Dreiöffnung, weil die urſprüngliche Zahl dieſer Oeffnungen ſo groß war. Manchmal jedoch ſind dieſe Triforien nur ſcheinbar, indem ſie reliefartig bloß als Decoration auf der Mauerfläche ausgeführt ſind.

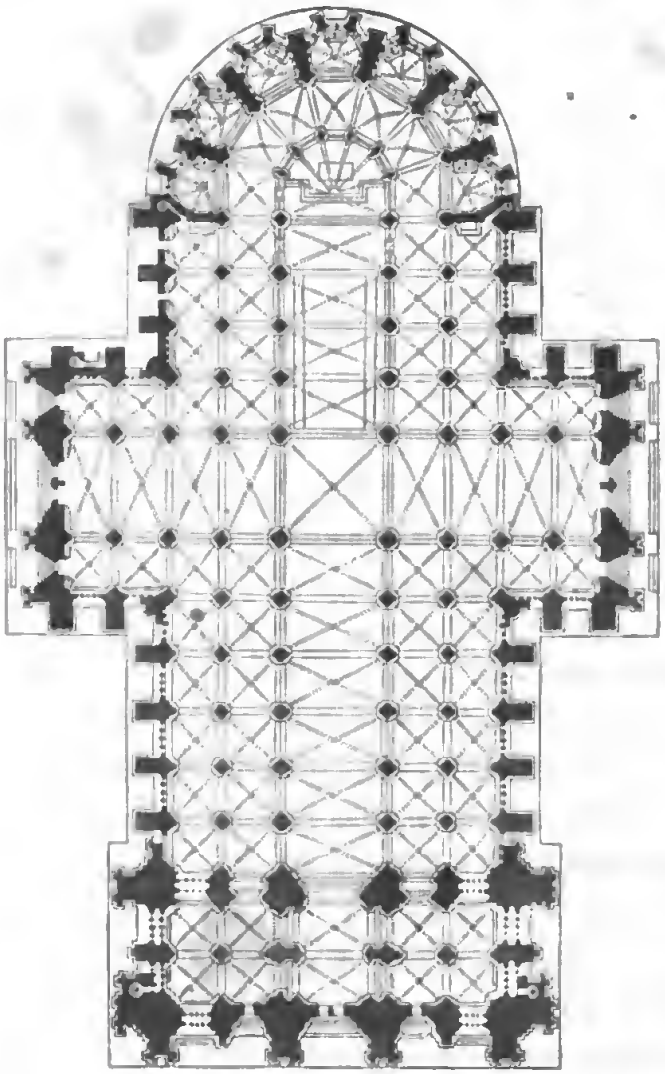


Fig. 56. Grundriß des Kölner Domes.

Ueberhaupt erfuhr der Grundriß eine durchgreifende Umgeſtaltung.

Die Anlage des Chores namentlich wurde zunächſt dadurch geändert, daß man die Krypten, die ſchon gegen Ende des 12. Jahrhunderts abgekommen zu ſein ſcheinen, abſchaffte. Seit dem 13. Jahrh. gibt es keine Krypten mehr. Der Chor wurde fortan nur um wenige Stufen über das Langhaus erhöht und ringsum, ſo wie nach dem Schiffe zu, durch ſteinerne Schranken abgeſchloſſen, die oft mit großer Zierlichkeit und Pracht ausgeſtattet wurden. Anſtatt daß früher der Fußboden des Chores gewöhnlich bedeutend erhöht war, wurde jetzt ſein Gewölbe erhöht und zwar ſo, daß es die Höhe des Mittelſchiffes erhielt und alſo fortan dieſelbe Dachlinie von einem Ende des Baues bis zum andern durchging. Die ſchon in der Uebergangszeit verſuchte polygone Anlage des Chores wurde conſequent durchgeführt, meiſtens ſo, daß drei Seiten des Achtecks genommen wurden, wie am Dom zu Meißen, St. Sebald und St. Lorenz zu Nürnberg und an St. Stephan zu Wien; doch kommen auch fünf Seiten des Zwölfecks vor, wie an den Domen zu Köln, Prag und Magdeburg, dem Münſter zu Ulm, der Kloſterkirche zu Altenberg bei Köln; oder ſieben Seiten des Zehnecks, wobei der Chor ſich über die Schiffbreite hinaus erweitert, wie an der Wieſenkirche zu Soeſt und der Marktkirche zu Hannover; nur muß die Zahl der Seiten eine ungleiche ſein, damit eine Seite, und nicht die Ecke zweier zuſammenſtoßenden Seiten den Abſchluß bildet. Doch kommt auch letzteres vor, wie an der Bartholomäuskirche zu Kolin, der Teyn- und der Karlshofer Kirche zu Prag, dem Oſtchor des Doms zu Naumburg, dem Chorumgange des Münſters zu Freiburg. In den größeren Bauten werden oft die Seitenſchiffe um den Chor als Umgang fortgeführt (ſo am Dom zu Halberſtadt); ja zuweilen haben die Chöre vier Abſeiten, von denen die äußerſten am Chorumgange in einen Kranz kleiner polygoner Kapellen übergehen. Dieſe vollkommenſte Ausbildung haben z. B. die Dome zu Köln, Prag und Magdeburg, das Münſter zu Freiburg, die Kloſterkirchen zu Altenberg und Marienſtatt im Naſſauiſchen. Dazu kommt dann oft eine fünfſchiffige Anlage des Langhauſes, wie am Dom zu Köln, und — ohne Kreuzanlage und Kapellenkranz — an der Stiftskirche zu Xanten, dem Münſter zu Ulm, der Peter- und Paulskirche zu Görlitz. Auch die Kreuzſchiffe werden bei ſolchen bedeutenden

Gebäuden manchmal beibehalten, ja ſelbſt mit Nebenſchiffen verſehen; doch fehlt bei den gothiſchen Kirchen in Deutſchland die Anlage eines Kreuzſchiffes oft ſelbſt bei bedeutenden Bauten, wie z. B. dem Münſter zu Ulm, St. Stephan zu Wien, der Stiftskirche zu Xanten. Dagegen kommen an romaniſchen Kirchen Deutſchlands niemals fünf Schiffe vor, es ſei denn, daß ſpäter Zuſätze gemacht wären, wie am Dom zu Braunſchweig. Oft ſind die beiden äußerſten Seitenſchiffe nur Kapellenreihen, die dadurch entſtanden ſind, daß man die Strebepfeiler in den Bau hineingezogen oder, was daſſelbe, ihre äußerſte Linie durch eine Mauer, die dann Umfaſſungsmauer des ganzen Baues iſt, verbunden hat. Doch findet ſich dies erſt in ſpätgothiſcher Zeit.

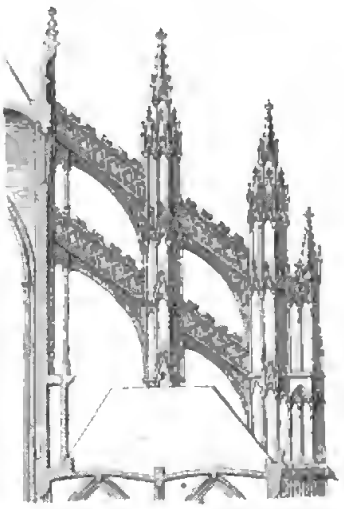


Fig. 57. Kölner Dom. Querſchnitt.

Wo indeß eine ausgebildete fünfſchiffige Anlage gewählt wurde, mußte das Strebeſyſtem eine umfaſſendere Durchführung erhalten. Man hatte in dieſem Falle (vergl. Fig. 57) auch auf den Pfeilern zwiſchen den beiden Seitenſchiffen Strebepfeiler zu errichten und dieſe mit der Oberwand des Hauptſchiffes, wie mit den Strebepfeilern der Umfaſſungsmauer durch Bögen zu verbinden, ja ſelbſt dieſe letzteren mußten bei bedeutender Höhe des Baues verdoppelt werden, ſo daß auf jedem Punkte vier Strebebögen entſtanden.

Für die Ornamentik iſt zu bemerken, daß die Kapitäle durchweg zu der Kelchform zurückkehren; dieſe iſt für den gothiſchen Styl ähnlich zur Grundform geworden, wie für den romaniſchen die Würfelform, tritt daher auch wie jene häufig nackt auf. Wo ſie dagegen durch Laubwerk verziert iſt, weicht dieſes weſentlich vom romaniſchen Ornamente ab: war jenes aus dem Innern des Kapitäles organiſch hervorgewachſen, ſo iſt hier das Laubwerk nur wie loſe auf den Kern deſſelben geklebt. Beſtand jenes aus einer mehr typiſchen Umgeſtaltung der Naturformen, ſo erſtrebt dieſes treue Nachahmung derſelben (vergl. Fig. 58).

Von großer Wichtigkeit für das Innere war ferner, daß die Wand-

malerei mit den Wandflächen ſchwand (obwohl ſie für die Bemalung der architektoniſchen Glieder auch jetzt noch verwendet wurde) und als Glas-

Fig. 58. Kapitäle vom Kölner Dom.

malerei in die Fenſter überging. Der Charakter dieſer oft wunderbar ſchönen Glasgemälde iſt der, einen vor eine Oeffnung gehängten Teppich vorzuſtellen. Daher ſind ſie meiſtens aus teppichartigen Muſtern zuſammengeſetzt und nehmen außerdem unter Baldachinen einzelne ſtatuariſche Geſtalten auf.

Das Aeußere empfängt ſeinen charakteriſtiſchen Reiz durch die Ausbildung der Strebepfeiler und Strebögen. Die einfachſte Form des Strebepfeilers iſt die eines verjüngt in Abſätzen aufſteigenden Wandpfeilers, oben am Dachgeſimſe aufhörend und dort durch eine ſchräge Bedachung abgeſchloſſen. An den einzelnen Abſätzen befinden ſich eben ſolche ſchräge Abdachungen, zweckmäßig eingerichtet, um dem Waſſer Abfluß zu gewähren. Dieſen Zweck unterſtützt die Profilirung dieſes Waſſerſchlages (Fig. 59), die aus einer rechtwinkligen Abplattung nebſt tiefer Einkehlung und kleiner Ausbiegung beſteht. Daſſelbe Profil kehrt an allen äußeren Geſimſen wieder. Bisweilen aber wird der Strebepfeiler durch ein Giebeldach geſchloſſen, welches manchmal auf der Spitze mit einer Kreuzblume (Fig. 60), an den Giebelrändern mit jenen eigenthümlichen Steinblumen, Knollen, Kügelchen, Krabben verziert iſt (Fig. 61).

Fig. 59. Waſſerſchlag.

Da jedoch der Strebepfeiler das wichtigſte Motiv für die decorative Ausbildung des Aeußeren iſt, ſo begnügte man ſich nicht damit, ſondern man gab ihm bei reicheren Bauten als Dach eine Spitzſäule, deren Spitze und Kanten man mit Kreuzblumen und Krabben ſchmückte. Manchmal höhlte man ihren Körper aus und ſtellte in die ſolchergeſtalt gewonnene Niſche eine Heiligenſtatue. Die Spitzſäule oder Fiale, die aus dem Leib, d. h. dem untern, ſenkrechten Theile, und dem Rieſen (vom alten Worte „risen, reisen“ = aufſteigen, engl. to rise), der pyramidalen Zuſpitzung, beſteht, wird am Aeußeren gern und vielfach angewandt. Beſonders dienen ſie als Einfaſſungen für die reichen Spitzgiebel oder Wimperge (Wind-Berge, Wind-Schutz), die überall da angewandt werden, wo ein Spitzbogen am Aeußeren mit beſonders ſtarker Profilirung heraustritt, wie an den Portalen (Fig. 62). Man ſchützt den Bogen nämlich durch einen auf denſelben geſtellten ſteil anſteigenden Giebel, deſſen Fläche durch Stabwerk detaillirt, deſſen Kanten durch Krabben beſetzt ſind, und auf deſſen Gipfel eine Kreuzblume prangt. Dazu kommt, daß gewöhnlich die Dachgeſimslinie durch eine freiſtehende, aus Maßwerk gebildete Galerie bekrönt wird.

Fig. 60. Kreuzblume.

Fig. 61.

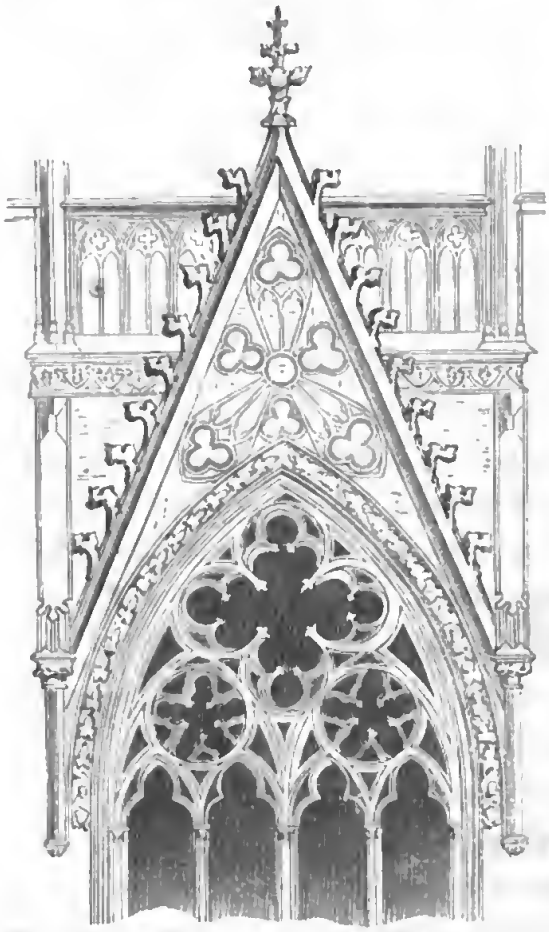


Fig. 62 Wimperge vom Kölner Dom.

Noch reicher und prachtvoller als in romaniſcher Zeit werden die großen ſpitzbogigen Portale ausgebildet, indem ein mannichfacher Wechſel von vortretenden und eingekehlten Gliedern ihre Wandungen belebt, die zugleich durch Statuetten von Heiligen auf Conſolen und unter Baldachinen ausgefüllt ſind. Auch das Tympanon wird oft mit bildlichen Darſtellungen verſehen. Wegen der weiteren Spannung des Bogens wird bei großen Portalen oft ein Pfeiler in die Mitte geſtellt und alſo ein doppelter Eingang gewonnen.

Beſonders großartig ſind in dieſer Zeit oft die Thurmanlagen. In der Regel finden ſich im Weſten zwei gewaltige viereckige Thürme, die oben in's Achteck übergehen und bisweilen in einer Spitze von durchbrochenem Maßwerk enden, durch einen Zwiſchengiebel verbunden. So an den Domen zu Magdeburg, Straßburg und Köln. Dies iſt unbedingt die ſchönſte, den Organismus des Ganzen am beſten ausſprechende Form. Bisweilen iſt nur ein Thurm vorhanden, wie an den Münſtern zu Ulm und Freiburg. Dagegen fallen von nun an die Thürme auf der Oſtſeite oder an den Kreuzflügeln, ſo auch auf der Durchkreuzung weg. Auf dem Kreuz findet ſich indeß bei Stifts- oder Kapitelkirchen wohl ein ſogenannter Dachreiter. An den Thürmen ſpricht ſich ebenfalls das Conſtructions-Princip der Gothik deutlich aus. Wenn der romaniſche Styl auch hier ſeine maſſenhafte Manieranlage feſthielt, ja dieſelbe auf's Höchſte ſteigerte, ſo bildet der gothiſche Styl ſeine Thürme aus kräftigen Strebemaſſen, zwiſchen welchen minder ſtarke, durch große und weite Fenſter durchbrochene Mauerflächen liegen. Die Strebepfeiler entwickeln ſich an den reicheren Beiſpielen dieſer Art nach oben als ſelbſtändige Fialen mit ſchlanken Spitzen.

Endlich iſt noch zu bemerken, daß in Deutſchland nun auch während der gothiſchen Epoche die Anlage dreier gleich hoher Schiffe allgemeiner aufgenommen wird. Darüber unten das Nähere.

Dies ſind in Kürze die Grundzüge des gothiſchen Styles; die unterſcheidenden Merkmale der verſchiedenen Epochen ſollen nun mit wenig Worten folgen. Auch hier ſind die Zeitbeſtimmungen nur annähernd gegeben, und es muß bemerkt werden, daß gerade in der Gothik die mannichfachſte Verſchiedenheit in Beziehung auf raſches oder langſames Fortſchreiten bei

den einzelnen Volksſtämmen ſich findet. Denn viel leichter war es dem romaniſchen Style ſich auszubreiten, da die Annahme des Chriſtenthums auch das Aufnehmen des einzigen damals im Abendlande beſtehenden kirchlichen Styles zur nothwendigen Folge hatte. Die Gothik dagegen war eine Neuerung, eine höchſt eigenthümliche Fortentwicklung der früheren Formen, die, von einem Punkte ausgegangen, an manchen Orten lange gegen die einmal übliche alte Bauweiſe zu kämpfen hatte. Wenn wir im Folgenden die Perioden mit Jahreszahlen bezeichnen, ſo geſchieht das alſo nur im Ungefähren. In manchen Gegenden hatte die Gothik ſchon ihre blühendſte Zeit erreicht, während ſie in anderen noch die herben Formen ihres erſten Auftretens übte und anderwärts gar noch der romaniſche Styl im Schwunge war. Gewiſſe Anlagen, z. B. die der ſpäteren Orden der Franziskaner und Dominikaner, die ſich der größten Einfachheit befleißigten, hielten die ſtrengen Formen lange bei, während andere bald dem ausartenden Geſchmacke huldigten. Dies Alles möge wohl beachtet werden.

Erſte Epoche.

(1225 — 1300.)

Woran man die verſchiedenen Zeiten der Gothik am ſicherſten erkennt, das iſt die Bildung des Fenſterſtabwerks und Maßwerks, der Gewölbſtützen, der Gewölbrippen und des freien Ornamentes.

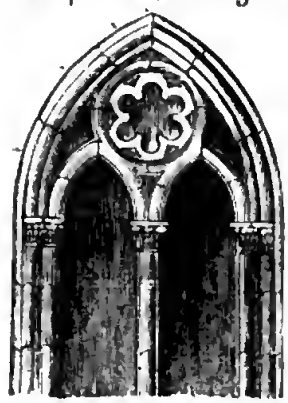


Fig. 63.

In dieſer primitiven Anwendung des gothiſchen Styles ſind die Fenſterpfoſten noch als Rundſäulchen gebildet und haben oben, wo ſie in den Bogen übergehen, Kapitäle, die oft noch romaniſche Verzierungen tragen (Fig. 63). Das Maßwerk beſteht ebenfalls aus runden Fortſetzungen der Pfoſten und wird aus den einfachſten Formen zuſammengefügt. Meiſtentheils bildet der Kern deſſelben einen großen Kreis, in welchen Speichenwerk oder Vielpäſſe conſtruirt ſind. Alle dieſe Formen deuten noch auf romaniſche Zeit hin und haben hier etwas

Unbeholfenes. Auch kommen die großen Roſen oder Radfenſter über den Weſtportalen noch vor. Bei breiten Fenſtern werden aber ſchon kräftigere, aus Bündelſäulen, und ſchwächere, aus einfachen Säulchen beſtehende Pfoſten angewandt, ſo daß jene, ehemals die „alten“ Pfoſten genannt, die Haupteintheilung angeben, welche von dieſen, den „jungen“ Pfoſten, wiederum zerlegt wird (Fig. 64).

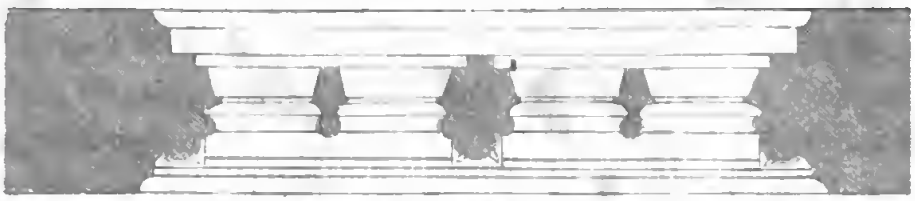


Fig. 64. Grundriß eines Fenſters zu Obermarsberg.

Die Pfeiler ſind überwiegend Rundpfeiler, an welche ſich zunächſt vier kräftige Dreiviertelſäulen für die Arkadenbögen (Scheidbögen) und die Querrippen der Gewölbe anlegen. Zwiſchen dieſe werden dann noch vier andere ſchwächere für die Unterſtützung der Kreuzrippen geſtellt. Dieſe Gewölbträger werden mit dem ehemals gebrauchten Worte Dienſte benannt; jene ſtärkeren heißen „alte“, dieſe ſchwächeren „junge“ Dienſte. Doch kommen bei einfacheren Bauten auch Rundpfeiler ohne Dienſte vor, oder die jungen Dienſte ſetzen oben in halber Höhe auf Conſolen auf. Auch ſind wohl alle Dienſte gleich ſtark, oder noch mehr als acht Dienſte vorhanden. Eine weitere Entwicklung erfuhr der Pfeiler dadurch, daß man die Dienſte allein hervortreten ließ und die dazwiſchen liegenden Theile des Pfeilers auskehlte. Die Baſis des Pfeilers wird nun ein achteckiger oder ſonſt polygoner Sockel, von welchem ſich die einzelnen Dienſte mit beſonderen polygonen Sockelgliedern erheben. Schmale Bänder, Nachklänge der attiſchen Baſis, verknüpfen die beiden Sockeltheile mit einander und mit dem Pfeiler und ſeinen Dienſten (Fig. 66).

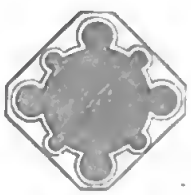


Fig. 65.
Gothiſcher Pfeiler.

Die Gewölbrippen ſind ebenfalls noch oft rund profilirt; die Querrippen und Arkadenbögen werden oft, da ſie ſtärker ſein müſſen, aus mehreren runden Gliedern gebildet. Doch findet ſich hier ſchon der Anfang des eigentlich gothiſchen Rippenwerkes, nämlich Rippen, die im Weſentlichen rund,

aber in der Mitte mit einer Auskantung verſehen ſind, die dem Durchſchnitt eine herz- oder birnenförmige Geſtalt gibt (Fig. 67).

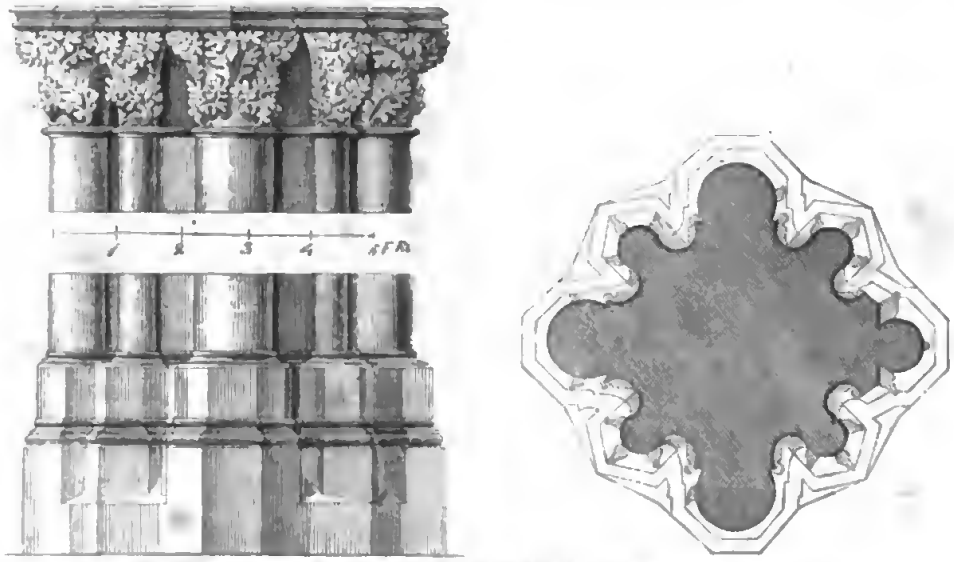


Fig. 66. Pfeiler vom Kölner Dom.

Das Ornament endlich bewegt ſich in einer ſtrengen Auffaſſung gegebener Naturformen, des Laubes einheimiſcher Bäume und Pflanzen, z. B. Eiche, Epheu, Lorbeer, Peterſilie und dergl.

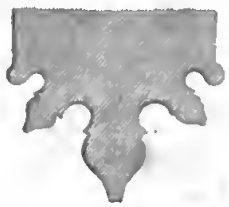


Fig. 67.
Profil der Gewölbrippen.

In Deutſchland ſind die Werke dieſer Epoche nicht häufig. Wir nennen das Schiff von S. Gereon zu Köln, die Liebfrauenkirche zu Trier, die Eliſabethkirche zu Marburg, die Chöre der Dome zu Magdeburg, Meißen und Köln, und der Abteikirche zu Altenberg bei Köln, die Schiffe der Münſter zu Straßburg und Freiburg, der Dome zu Halberſtadt und Minden, die Katharinenkirche zu Oppenheim, die Prediger- und die Barfüßerkirche zu Erfurt, das Langhaus und die Thürme von S. Lorenz zu Nürnberg.

Zweite Epoche.

(1300—1375.)

In dieſer Zeit werden die letzten Anklänge des romaniſchen Bildungsprincips mit Energie beſeitigt, dem neuen Elemente alle Theile und Glieder

des Bauwerkes unterworfen; zugleich wird das Herbe, Primitive der erſten Zeit zur edelſten, weichſten, gleichmäßigſten Durchbildung gemildert.

Die Fenſter erhalten andere Profilirungen, indem die Pfoſten, anſtatt aus runden Gliedern zu beſtehen, eine ſtraffere Bildung annehmen, bei welcher beide kehlenartig eingezogene Seiten durch ein Plättchen mit und ohne Rundſtab begränzt werden (vergl. Fig 68). Auch die Baſen ſo wie die Kapitäle der Pfoſten fallen fort, ſo daß dieſe wie ſchlanke Stämme unmittelbar aus der Fenſterbank aufſchießen und oben ſich in die ähnlich profilirten Figuren des Maßwerks verzweigen. Letzteres beſteht in dieſer Zeit aus einzelnen Spitzbögen, die von einem größeren umrahmt werden; die Spitzbögen ſind zumeiſt aus dem gleichſeitigen Dreieck conſtruirt (Fig. 69). In dieſe einzelnen Abtheilungen werden die Figuren des Maßwerks gefügt und zwar in dieſer Zeit nur rein geometriſche Formen, Dreipäſſe vorzüglich und Vierpäſſe. Zugleich ſpannte man zwiſchen die einzelnen Päſſe trennende Glieder, ihrer Form wegen „Naſen“ genannt, durch welche jede Figur des Maßwerks ſelbſtändig ſich löſte (Fig. 70).

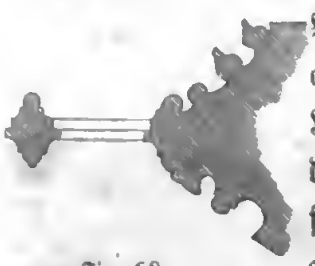


Fig 68.

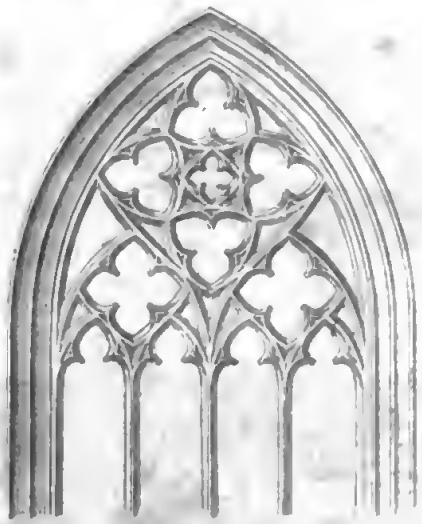


Fig. 69. Gothiſches Fenſter.

Die Pfeiler behalten ihre frühere Grundform, doch fangen ſie allmählich an, dieſelbe immer reicher zu entwickeln und durch mannichfaltigen Wechſel ſcharf vorſpringender und tief eingekehlter Glieder zu beleben. Die Gewölbrippen bilden den birnförmigen Durchſchnitt immer klarer und elaſtiſcher aus, und dasſelbe Motiv in reicher Zuſammenſetzung herrſcht auch an den breiten Scheidbögen der Arkaden.

Fig. 70. Naſe.

Das Ornament erreicht in dieſer Zeit die höchſte Schönheit und

verbindet edle Freiheit der Behandlung mit einer Naturnachahmung, die jedoch dem Princip architektoniſcher Gliederung keinen Abbruch thut.

Deutſchland iſt reich an Werken dieſer Epoche. Zu den bedeutendſten gehören die Chöre des Münſters zu Aachen, der Dome zu Prag, Frankfurt am Main und zu Regensburg, der Bartholomäikirche zu Kolin, das Schiff der Abteikirche zu Altenberg, das Münſter zu Colmar und die Barbarakirche zu Kuttenberg in Böhmen.

Die Anlagen von gleich hohen Schiffen, die um dieſe Zeit in Weſtfalen und überhaupt den nördlichen Gegenden Deutſchlands aufkommen, bringen manche Modification mit ſich. Der Charakter der Kirche wird mehr ein hallenartiger, das Syſtem einfacher, überſichtlicher (vergl. den Querſchnitt des Doms zu Minden unter Fig. 71). Doch blieb das hohe

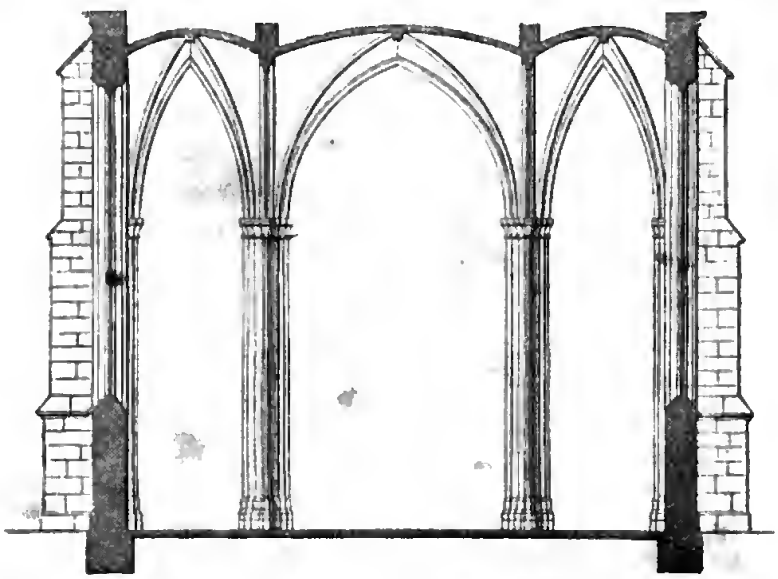


Fig. 71. Querſchnill des Doms zu Minden.

Dach für das Aeußere ein Uebelſtand, den die Anordnung von Galerieen und von mehreren ſeitlichen Giebeln nur theilweiſe verdeckt. Die Pfeiler werden nun zu ſchlanker Höhe hinaufgeführt und ſchließen oben mit einem Kämpfergeſimſe, zu welchem für die Dienſte noch ein Kapitäl hinzukommt. Ihre Baſis iſt die polygone; doch erhalten häufig, wie überhaupt in dieſer Zeit, die Dienſte auf jener allgemeinen Baſis noch beſondere polygone Unterſätze. Die Fenſter werden bedeutend verlängert, und die Pfoſten

oft in der halben Höhe der größeren Feſtigkeit wegen durch ein galerieartiges Maßwerk verbunden. Der Chorſchluß iſt verſchieden, je nach der Beſtimmung der Kirchen. Bei bloßen Pfarrkirchen werden großentheils die drei Schiffe in gleicher Linie durch drei Polygone geſchloſſen. Bei Kloſter- und Kapitelkirchen erhält das Mittelſchiff eine Fortſetzung durch den verlängerten Chor über die ſeitlichen hinaus, welche ihrerſeits entweder polygon oder geradlinig ſchließen. Der gerade Chorſchluß findet ſich noch durch alle Epochen der Gothik bei einfachen Anlagen oder manchen Kloſterkirchen.

Die früheſte gothiſche Hallenkirche in Deutſchland iſt die Eliſabethkirche zu Marburg, deren Erbauung noch in die erſte Epoche fällt. Nicht viel

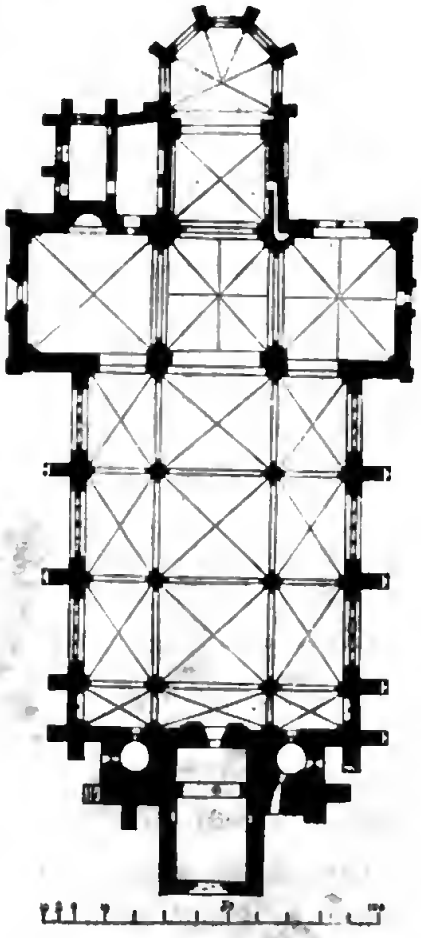


Fig. 72. Dom zu Minden.

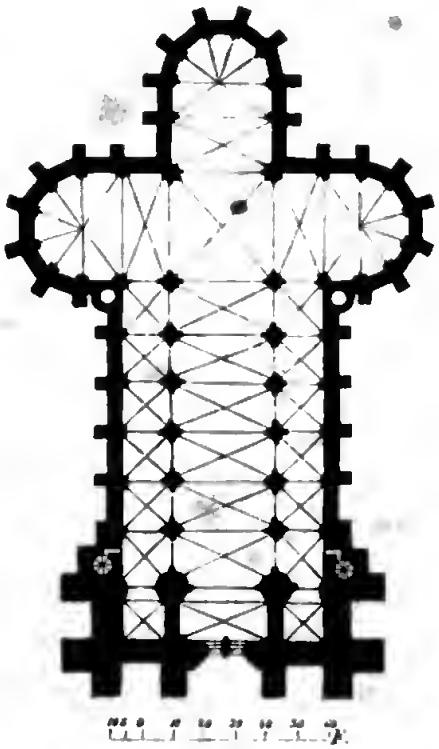


Fig. 73. Eliſabethkirche zu Marburg.

ſpäter wird das Schiff des Doms zu Minden ſein, deſſen ſchon oben gedacht wurde. Wir fügen zur Vergleichung die Grundpläne beider Kirchen

unter Fig. 72 und 73 an, wobei der weite, freie Pfeilerabſtand der Mindener Kathedrale gegen die enge, dichte Stützenſtellung der Marburger Kirche merkwürdig abſticht. Der zweiten Epoche gehören unter anderen das Langhaus des Doms zu Meißen, der Chor an S. Stephan zu Wien, die S. Lamberti ſowie die Liebfrauenkirche zu Münſter. In gegenwärtiger Periode noch die Minderzahl bildend, nehmen in der folgenden dieſe Kirchenanlagen ſo ſehr überhand, daß ſie jene urſprünglichen beinahe verdrängen.

Dieſe Hallenkirchen ſind eine bürgerlich-verſtändige, praktiſche Umwandlung, welche das gothiſche Princip in Deutſchland erfahren hat. Denn während dieſe Form in Frankreich und England faſt gar nicht vorkommt, befolgen die gothiſchen Kirchen Deutſchlands wohl der Mehrzahl nach dieſe Anlage. Brauchbarer für gottesdienſtliche Zwecke, weil ſie weitere Pfeilerabſtände begünſtigt, den Blick auf Altar und Kanzel erleichtert und eine möglichſt große Anzahl von Menſchen in gleichartigen Räumen umfaßt, iſt die Hallenkirche in künſtleriſcher Hinſicht eine Ernüchterung und Verflachung des vielfach gegliederten, reich abgeſtuften gothiſchen Syſtemes.

Hier ſei die Bemerkung eingeſchaltet, daß gewiſſen Orden einzelne Einrichtungen in den Kirchenanlagen gemein waren. Schon in romaniſcher Zeit zeichneten die Benediktiner ſich durch prachtvolle Thurmanlage und reiche Chorſchlüſſe aus, während die Ciſterzienſer nur einen Dachreiter auf dem Kreuz errichteten und den geraden Chorſchluß liebten (Kloſterkirchen zu Riddagshauſen bei Braunſchweig, Loccum bei Hannover, Marienfeld im Münſterſchen, Maulbronn in Schwaben). In gothiſcher Zeit waren es die Prediger- und Bettelorden, die Dominikaner und Franziskaner, die große einfache Anlagen, oft von hoher Schönheit der Verhältniſſe, liebten und ſich ohne Kreuzſchiff mit einem kleinen Dachreiter begnügten.

An den einfacheren Anlagen dieſer Zeit findet man noch vielfach die ſtrengeren Formen der erſten Epoche in Pfeiler- und Fenſterbildung.

Dritte Epoche.

(1375—1525.)

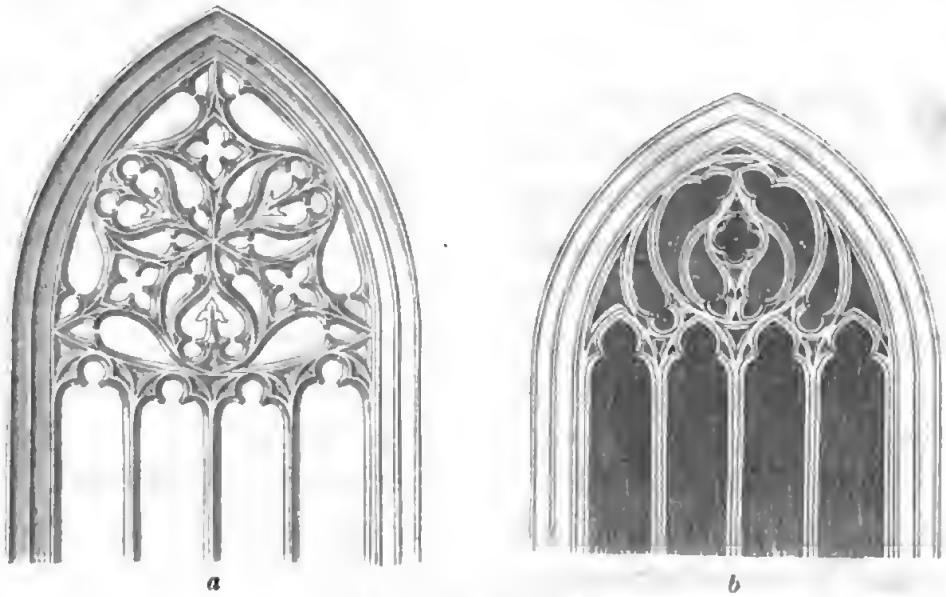
Man kann den Styl dieſer Epoche als einen decorativen bezeichnen, um damit auszudrücken, daß die Architektur in dieſer Zeit beginnt und immer weiter darin geht, den ſtrengen geſetzmäßigen Ausdruck des inneren Lebens zu lockern und eine willkürlichere Behandlungsweiſe der Formen eintreten zu laſſen. Dadurch ändert ſich bald nicht bloß die äußere Erſcheinung, ſondern auch der innere Gehalt der Werke. Man hat jetzt ſchon den Sinn für feinere Geſtaltung und organiſchere Belebung eingebüßt; während man das Einzelne im Auge hat und zum Theil in einer decorativen Ueberſchwänglichkeit ausbildet, geht der Zuſammenhang verloren und das Ganze fällt einer immer größeren Nüchternheit anheim. Freilich gibt es innerhalb dieſer langen Epoche manche Abſtufungen, wie denn in manchen Gegenden der Verfall länger auf ſich warten läßt, in anderen übereilt hereinbricht. Beſonders ſeit 1450 etwa tritt ein ſolcher Wendepunkt ein. Vielfach wird noch Großes entworfen und ausgeführt, aber in einem durchweg mehr nüchtern-verſtändigen, ſpecifiſch bürgerlichen Sinne.

Auf freiere, weitere Abſtände der Pfeiler richtete man vornehmlich den Sinn. Dadurch wurden recht lichte, halleuartige Räume gewonnen; aber das enge, feſte, wechſelvolle Leben der Glieder ward gelockert. Die Pfeiler haben ſelten die klare, geſetzmäßige Form der früheren Epoche; ſtatt ihrer kommen nüchterne Rundpfeiler, oder polygone, manchmal mit concaver Einziehung der Seiten, immer allgemeiner in Brauch. Außerdem findet man mancherlei wunderlich complicirte Pfeilerbildungen. Die Sockel ſchrumpfen zuſammen und variiren in verſchiedenen Formen. Die Kämpfer oder Kapitäle werden oft ganz fortgelaſſen, ſo daß die Gewölbrippen unmittelbar aus dem Pfeilerkern ſich verzweigend aufſchießen.

An den Gewölben treten das Sterngewölbe, ſowie Netzgewölbe in den mannichfachſten Verſchlingungen auf. Auch dadurch wird ſchon der ſtrengere organiſche Zuſammenhang zwiſchen Pfeilern und Gewölben gemindert. Die Profile der Gewölbrippen laſſen von der Straffheit und Elaſti-

cität der früheren Zeit nach und erfahren eine willkürlichere, flauere Behandlung. Wo Blattwerk an Kapitälen oder ſonſtwo vorkommt, erſcheint es manirirt, theils zu mager und ſpitz, theils zu compact, bucklig und knollig, mehr einem brillanten Effect und dem Virtuoſenthum des Meißels als der einfachen Schönheit dienend.

Auch das Fenſtermaßwerk bleibt nicht frei von den Einflüſſen eines willkürlichen Formenſinnes. Statt der ſtreng conſtructiven Formen ergeht es ſich jetzt mehr und mehr in decorativen, frei geſchwungenen, unter denen die ſogenannte Fiſchblaſe, eine Figur, in der ſchon ein willkürliches Biegen und Wenden des Stabwerks ſtattfindet, die Hauptrolle ſpielt. Die Wirkung dieſer Fenſter iſt manchmal eine überaus reiche (vergl. Fig. 74 a), oft aber auch eine unharmoniſche und nüchterne, wie bei Fig. 74 b. In der



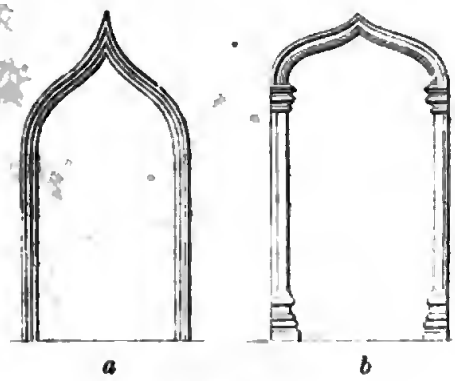
a b

Fig. 74. Fiſchblaſenfenſter.

letzten Zeit wird das Fenſtermaßwerk noch willkürlicher, als früher. Ganz nüchterne Conſtructionen gewinnen die Ueberhand, verbunden mit Spielereien, wie z. B. das Unterbrechen der Schenkel der einzelnen Päſſe, das Durchkreuzen des Stabwerks, und Aehnliches. Dabei werden alle Glieder immer magerer gebildet und verlieren die kräftige, elaſtiſche Fülle der beſten Zeit.

Eine beſonders charakteriſtiſche Form iſt der Eſelsrücken oder Kielbogen (Fig. 75 a), ein nach auswärts geſchweifter Bogen, der häufig an

Fenſter- und Portalbekrönungen vorkommt und dann oft mit Krabben beſetzt wird. Auch der gedrückte, aus England ſtammende Tudorbogen (Fig. 75 b) findet ſich bisweilen.



a b

Fig. 75.

Die Verhältniſſe der Schiffe zu einander werden großentheils andere, indem man hauptſächlich nach möglichſt hohen, freien Räumen ſtrebte. Bei Anlage von niedrigen Seitenſchiffen bildete man dieſe oft ſo ſchlank und gab dem Hauptſchiffe ſo wenig Steigung, daß ſeine Fenſter theils blind wurden, theils eine häßliche, verkrüppelte Form erhielten. Die Wirkung des Ganzen wurde aber dadurch eine ungemein lichte, der Hallenkirche analoge. Die Hallenkirchen ſelbſt verbreiteten ſich wie geſagt immer mehr.

Die reicheren Choranlagen ſchwinden allmählich und fangen an, zu den Ausnahmen zu gehören. Am gewöhnlichſten iſt der einfache dreiſeitige Schluß aus dem Achteck. Selten kommt es vor, daß die Seitenſchiffe um den Chor ſich als Umgänge fortſetzen. Noch ſeltener ſind Kapellenkränze. Dagegen werden die durch den Einbau der Strebepfeiler, gewonnenen Kapellenreihen am Langhauſe häufiger. Das Kreuzſchiff kommt ebenfalls immer mehr in Abnahme.

An den Stämmen kleinerer Säulen, an den Baſen und Sockeln der Pfeiler liebt man mancherlei bunte Muſter, gewundene, gekreuzte, rautenförmige Stabverſchlingungen, den Säulenſchaft bildet man mit ſpiralförmigen Rinnen (Kanellirungen), und ſelbſt an den Portalen läßt man wenigſtens in durchſchneidenden und ſich kreuzenden Stäben daſſelbe Recht der ſouveränen Willkür ſich kund geben. Selbſt zur ſpielenden Nachahmung des Aſtwerks der Bäume mit all ihren Zufälligkeiten verirrt ſich die ſpäteſte Epoche der Gothik (vergl. Fig. 76).

Die reichſten Beiſpiele der mannichfachen decorativen Formen des 15. Jahrh. zeigen beſonders die Tabernakel und Sakramentarien, ſowie die Lettner, Kanzeln und andere derartige Kleinwerke der Architektur.

Von den zahlreichen Werken dieſer Spätzeit nennen wir den Chor des Münſters zu Freiburg, das Schiff des Doms zu Regensburg, den Thurm des Doms zu Frankfurt am Main, das Münſter zu Ulm, die Teynkirche zu Prag, den Dom zu Erfurt und die Stiftskirche zu Xanten.

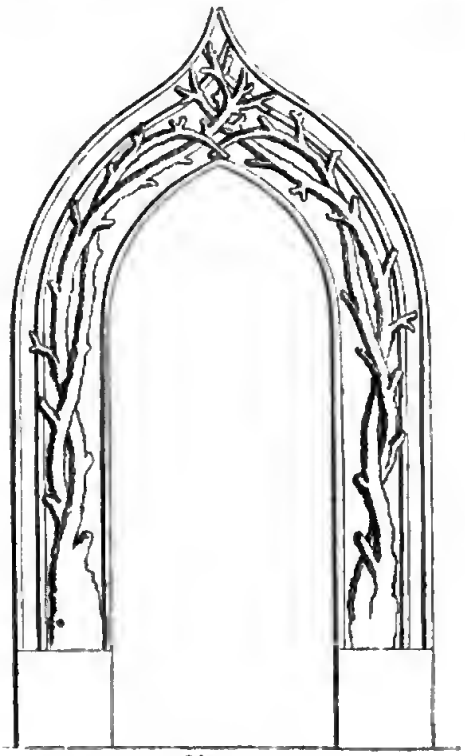


Fig. 76.

Als Hallenanlagen dieſer Epoche zeichnen ſich aus die Frauenkirche zu Eßlingen, die Chöre an S. Lorenz und S. Sebald zu Nürnberg, die Peter- und Paulskirche zu Görlitz und die Wieſenkirche (S. Marien) zu Soeſt.

Schließlich dringen viele Formen der neu auftretenden „Renaiſſance“, d. h. der Wiederaufnahme antiker Formen, ſelbſt im Geleite des Rundbogens in die Gothik hinein und erzeugen eine Zeit lang ein ſeltſames Gemiſch, bis endlich die Gothik in Conſtruction und Ornamentik völlig verklingt und vergeſſen wird.

VI.

Der deutsche Backsteinbau.

Im norddeutschen Tieflande, namentlich den Küstenstrichen an Nord- und Ostsee, sammt dem Niederrhein, den brandenburgischen Marken, östlich bis tief nach Preußen, südlich bis in Schlesien hinein, führte der Mangel an natürlichem Stein schon früh die Anwendung der gebrannten Ziegel, des Backsteines, herbei. Da indeß die meisten dieser Gegenden erst im Laufe des 12. Jahrh. dem Christenthum unterworfen wurden, so nahmen sie diejenigen Architekturformen an, welche damals gerade im übrigen Deutschland herrschten, d. h. die spätromanische Bauweise, meistens mit einer Beimischung von Elementen der Uebergangsepoche. Für die Gesammtanlage und die Anordnung der Räume, für die Entwicklung des Aufbaues blieben die auch in den übrigen Gegenden maßgebenden Bestimmungen und Gewohnheiten in Kraft. Bei der Behandlung der Details dagegen mußte die Beschaffenheit des Materiales nothwendig manche Umgestaltungen hervorrufen. Die wichtigsten unter diesen sind folgende.

In der romanischen Zeit bringt die Anwendung des Backsteines zunächst die Säulenbasilika in Abnahme, so daß nur ausnahmsweise in der Klosterkirche zu Jerichow eine solche vorkommt. In der Regel griff man, wie es die Natur der Sache mit sich brachte, zur Anwendung des Pfeilers, der indeß bald mit Halbsäulen und anderen Gliedern reicher ausgebildet wurde und früh — schon in den achtziger Jahren des 12. Jahrh., wie an der noch rundbogigen Klosterkirche zu Arndsee vom J. 1184 — die

Ueberwölbung des ganzen Kirchengebäudes mit sich brachte. Die Deckgesimse der Pfeiler bleiben im Wesentlichen die auch im Hausteinbau üblichen, jedoch meist mit möglichster Vereinfachung der Glieder und ihrer Zusammensetzung.

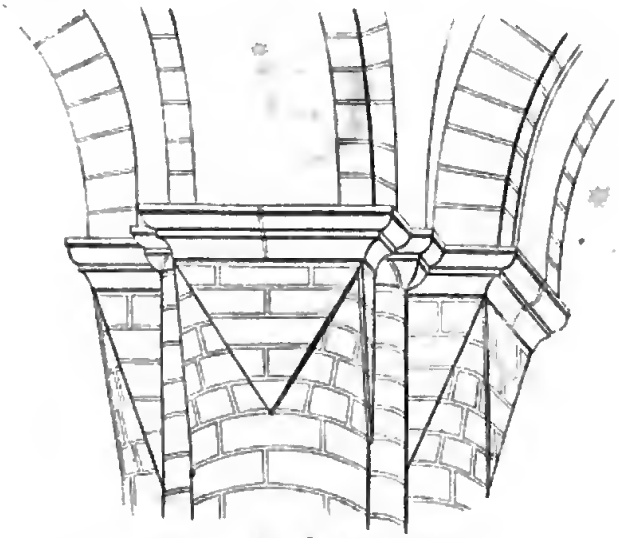


Fig. 77. Kapitäl aus Ratzeburg.

Am Durchgreifendsten macht sich die Umwandlung der Kapitäle, die namentlich an den Halbsäulen häufig zur Anwendung kamen, bemerklich. Man fußte auch hier auf der Form des Würfelkapitäles, aber anstatt durch Kugelabschnitte aus dem Kreise des Säulenschaftes in das Viereck der Deckplatte überzuleiten, bewirkt man im Backsteinbau diesen Uebergang durch Kegelabschnitte, so daß die Seitenflächen des Kapitäls nicht aus Halbkreisen, sondern entweder aus Dreiecken (vergl. Fig. 77), oder aus Trapezen (vergl. Fig. 78) sich bilden.

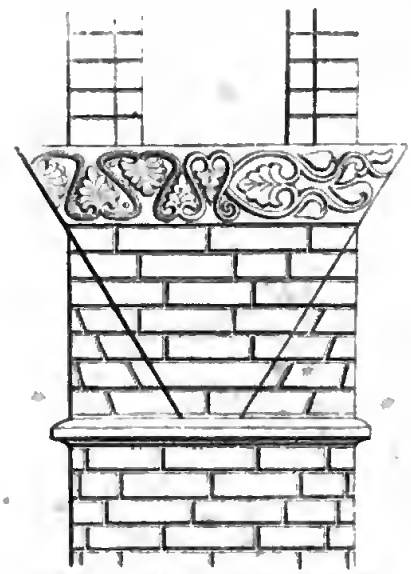


Fig. 78. Kapitäl aus Jerichow.

Die Ornamentik dieser Bauten ist eine sehr geringe, da in der Regel die Hauptformen in schlichter Schmucklosigkeit gelassen werden. Bisweilen jedoch wendet man Kalk- oder Sandstein für diese ausgezeichneteren Theile an und bildet dieselben dann mit den dem romanischen Style eigenthümlichen Ornamenten aus; oder man brennt dergleichen in Thon, wobei dann aber das Relief als ein sehr flaches, fast mehr gezeichnetes als sculpirtes sich gestaltet.

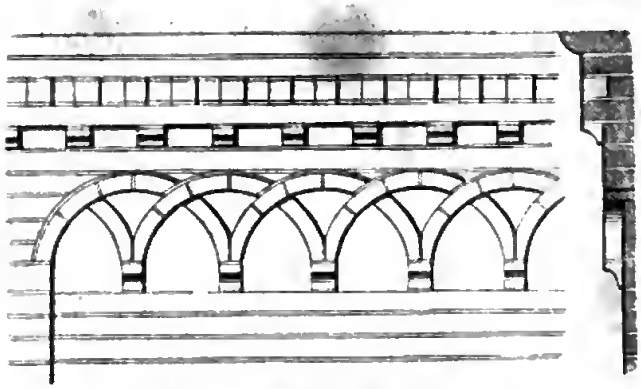


Fig. 79. Bogenfries aus Jerichow.

Das Aeußere folgt im Princip der Flächengliederung durch Lisenen und Halbsäulen den auch anderweitig im Hausteinbau gegebenen Vorbildern. Auch die Bogenfriese bleiben sehr beliebt und werden aus verschiedenen Formsteinen einfacher oder reicher gebildet, bald in Verbindung mit Consolengesimsen, bald mit einfacheren, durch übereck gestellte Steine hervorgebrachten Zickzackgesimsen. Besonders häufig kommt neben dem einfachen Bogenfries ein aus sich durchschneidenden Rundbögen zusammengesetzter (Fig. 79 und 80) vor; oder es wird ein rautenförmiger Fries angeordnet, dessen Fußpunkte auf Consolen ruhen (Fig. 80).

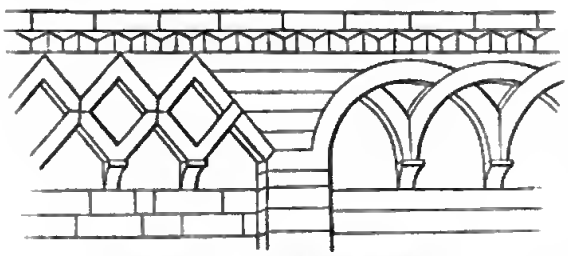


Fig. 80. Fries aus Ratzeburg.

Der ganze Bau wird im Wesentlichen massenhafter gestaltet, und dies tritt namentlich an den Thürmen hervor. Die reicheren Thurmanlagen finden hier wenig Aufnahme, und in der Regel reducirt sich der Thurmbau auf zwei verbundene oder auch nur einen einzelnen Thurm an der westlichen Façade. Die Gliederung der Flächen wird durch Lisenen, Blendbögen und Schallöffnungen bewirkt. Uebrigens bleibt das Aeußere gleich dem Innern meistens im Rohbau stehen, ohne Verputz oder Anstrich, obwohl sich auch Kirchen finden, deren Inneres auf feinem Bewurf ausgeführte Wandmalereien schmücken.

Die Dauer des romanischen Styles in den Backsteingegenden erstreckt sich bei späterem Beginn der Entwicklung bis zum Ende des 13. Jahrh.

Man findet wenig flachgedeckte Basiliken, wie die Klosterkirche zu Jerichow und die (später eingewölbten) zu Dobrilugk und Oliva.

Die Wölbung tritt bald ein, und zwar nicht lange in rundbogigen Formen (Kirche zu Arndſee), ſondern faſt unverzüglich im durchgeführten ſchweren Spitzbogen der Uebergangszeit, wie an den Domen zu Ratzeburg und Cammin, der Kloſterkirche zu Zinna u. A.

In der gothiſchen Epoche erſt erlebt der deutſche Backſteinbau ſeine glänzendſte Entfaltung. Die Anlage der Kirchen im Allgemeinen folgt auch jetzt dem im übrigen Deutſchland herrſchenden Syſtem, und zwar entweder mit Anordnung niedriger Seitenſchiffe und bisweilen mit reich entwickeltem Chorbau ſammt Umgang und Kapellenkranz, oder — und zwar überwiegend — in der einfacheren Geſtalt der Hallenkirche. Mehr jedoch als in romaniſcher Zeit unterſcheidet ſich in dieſer Epoche die Backſteinarchitektur durch eine weit maſſenhaftere Behandlung des Ganzen. Die Abſtände der Pfeiler werden meiſt etwas weiter, die Fenſter aber ſchmaler als im gothiſchen Hauſteinbau, und dadurch alſo die Mauerflächen ausgedehnter. Dadurch erhalten dieſe Bauten etwas Schweres, Derbes, der ſonſt oft ſo luftig und graziös aufſteigenden Gothik wenig entſprechend.

Im Einzelnen geſtaltet ſich beſonders die Bildung der Pfeiler vielfach abweichend. Nur in der früheren Epoche werden dieſelben wohl rund angelegt, mit oder ohne Dienſte. Bald gibt man ihnen eine vier- oder achteckige Form, entweder einfacher Art, oder auch in lebendigerer Gliederung durch Rundſtäbe und birnförmig profilirte Dienſte (vergl. Fig. 81). In der gothiſchen Spätzeit tritt auch hierin die einfachere, nüchterne Form wieder auf.

Fig. 81.

Jacobikirche zu Roſtock. Kirche zu Doberan.

Ihre Sockel werden schlicht behandelt, und auch die Glieder der Kapitäle auf ein geringes Maß künstlerischer Durchbildung zurückgeführt. Die Kapitäle selbst sind meist unverziert, nur in der früheren Zeit des Styles gibt man ihnen wohl ein Laubornament und bildet sie manchmal entweder aus Hausteín oder aus einer Gipsmasse. Auch die Scheidbögen erhalten eine weniger straffe, elastische Profilirung, da sie meist durch Rundstäbe und Hohlkehlen, in späterer Zeit sogar durch bloße Auskantungen gegliedert werden.

Die Fenster haben statt der schrägen eine rechtwinklige Wandung, meist ohne alle weitere Profilirung, nur an den Ecken nach außen und innen mit einem Rundstabe eingefaßt. Ihre Breite wird nach dem Vorgange des Hausteinbaues durch Pfosten getheilt, die aber eine plumpe, schwerfällige Behandlung zeigen und nur in der Frühzeit der Gothik in ein aus wenigen schlichten Formen zusammengesetztes Maßwerk auslaufen. Meistens, besonders in späterer Zeit, fehlt das Maßwerk gänzlich, und die Pfosten laufen hinauf, bis der Fensterbogen höchst unorganisch ihrer Bewegung ein Ziel setzt.

An den Gewölben, die meistens verputzt und wohl auch mit Malereien geschmückt wurden, tauchen bald die Formen des Stern-, Netz- und Fächergewölbes auf, so daß gerade hier eine in's Decorative ausartende Bauweise sich ziemlich frei ergeht.

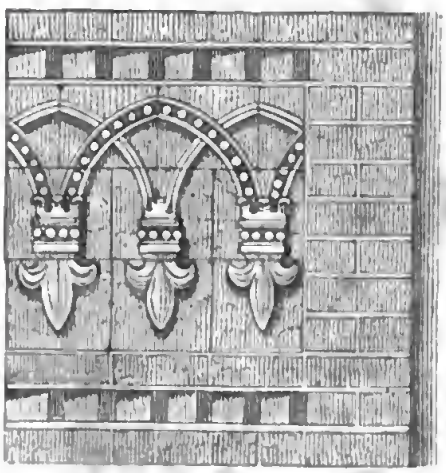


Fig. 82. Von der Dominikanerkirche zu Krakau.

Das Aeußere ist noch mehr massenhaft behandelt als das Innere. Das Strebesystem wird vereinfacht, die Strebebögen, die Fialenbekrönungen und all die zierlichen Formen des Hausteinbaues fallen fort. Sehr häufig werden selbst die Abstände zwischen den Strebepfeilern in's Innere hineingezogen und als Kapellen verwendet, wodurch die Monotonie der unverzierten, schwach gegliederten Mauermasse noch auffallender wird. Dagegen liebt die spätere Epoche allen Flächen eine reiche decorative Ausstattung zu geben, indem sie mannichfache, in Thon gebrannte und bunt lasirte Friese und Ornamente überall

verschwenderisch ausbreitete. Doch hat dieser teppichartige Schmuck keinen tieferen Zusammenhang mit der Architektur, der er bloß aufgeheftet erscheint. In malerischer Hinsicht ist freilich die Wirkung oft eine recht lebendige. Als Abschluß der Mauern ist ein spitzbogiger Fries (Fig. 82) beliebt.

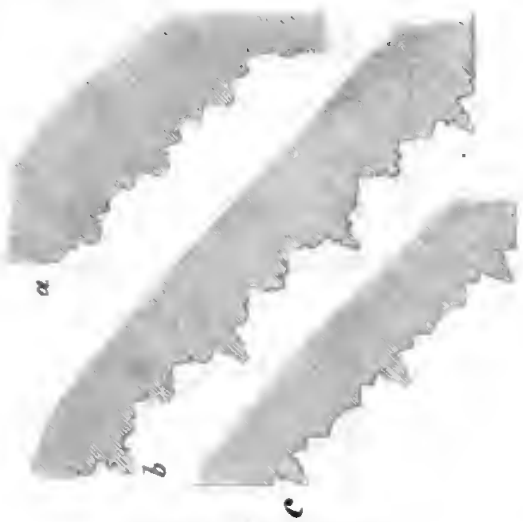


Fig. 83. Portalprofile.

Muß sich der Backsteinbau an allen vorspringenden Gliedern in der Stärke des Profils aus constructiven Gründen mäßigen, so entfaltet er dagegen gern einen reichen Wechsel von Formen an den Portalwänden, um so mehr, als bei der beträchtlichen Dicke der Mauern eine Belebung und Gliederung der tief hineingehenden Wände doppelt wünschenswerth erscheinen mußte. Da hier die gefügige Natur des Materiales einen großen Reichthum von Formen in den verschiedensten Zusammensetzungen ermöglichte, so beobachtete man nur in einer gewissen rhythmischen Wiederkehr des Hauptmotivs ein strengeres architektonisches Gesetz. Wir geben unter Fig. 83 einige solcher Profile, unter a und c einfachere von der Marienkirche zu Rostock, unter b ein sehr reiches von der Nicolaikirche daselbst.

Manchmal ist in der späteren Zeit der Backsteinbau in Nachahmung der Formen des Hausteinbaues so weit gegangen, daß er freistehende gitterartig durchbrochene Ziergiebel an den Façaden und besonders den Portalen nach Art der Wimperge aufführte. Ein brillantes Beispiel dieser Art bietet die Katharinenkirche zu Brandenburg. Desselben Mittels bediente man sich gerne, um die hohen Dächer zum Theil zu verdecken. In Preußen hat man letzterem Uebelstande auf andere, organischere Weise dadurch abzuhelfen gewußt, daß man wie an der Mehrzahl der Danziger Kirchen jedem Schiff ein besonderes Dach gab, so daß drei Satteldächer parallel neben einander hergehen. Dadurch wird auch die Façade eine dreitheilige, und selbst am Chore bildet sich bei dem in diesen Gegenden beliebten rechtwinkligen Abschluß eine ähnliche Schauwand.

Unter den deutschen Backsteinkirchen sind die wichtigsten folgende. Mit niedrigen Seitenschiffen und reicher Chorbildung: die Marienkirche zu Lü-

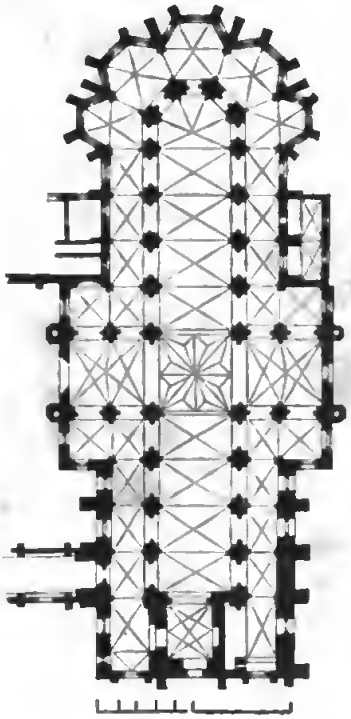


Fig. 84. Kirche zu Dobberan.

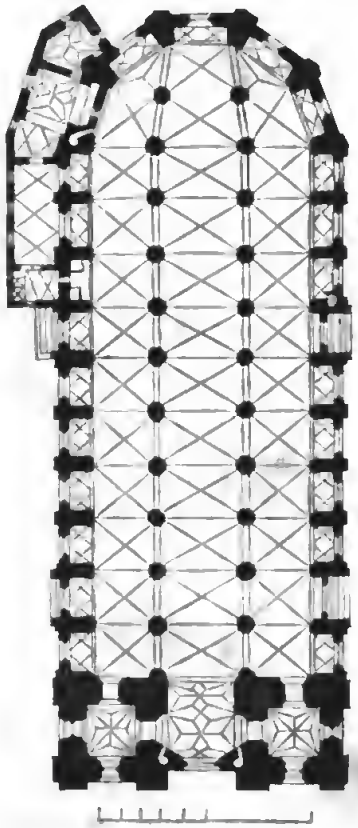


Fig. 85. Liebfrauenkirche zu München.

beck, die Cisterzienserkirche zu Dobberan (der Grundriß Fig. 84 läßt die Massenhaftigkeit der Mauern und Pfeiler deutlich hervortreten), der Dom zu Schwerin, die Marienkirchen zu Rostock und Wismar, die Nikolai- und die Marienkirche zu Stralsund, die Cisterzienserkirche zu Chorin, die Klosterkirche zu Berlin, der Dom zu Havelberg, die Stiftskirche zu Cleve.

Von den Hallenkirchen sind die bedeutendsten: die Marienkirchen zu Prenzlau, Colberg und Greifswald, die Katharinenkirche zu Brandenburg, die kolossale Marienkirche zu Danzig, die Stiftskirche zu Calcar, endlich im südlichen Deutschland als vereinzelte Beispiele die Liebfrauenkirche zu München (bei deren Grundriß Fig. 85 die reichen Netzgewölbe nicht ausgeführt werden konnten) und S. Martin zu Landshut.

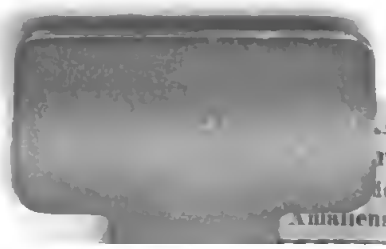
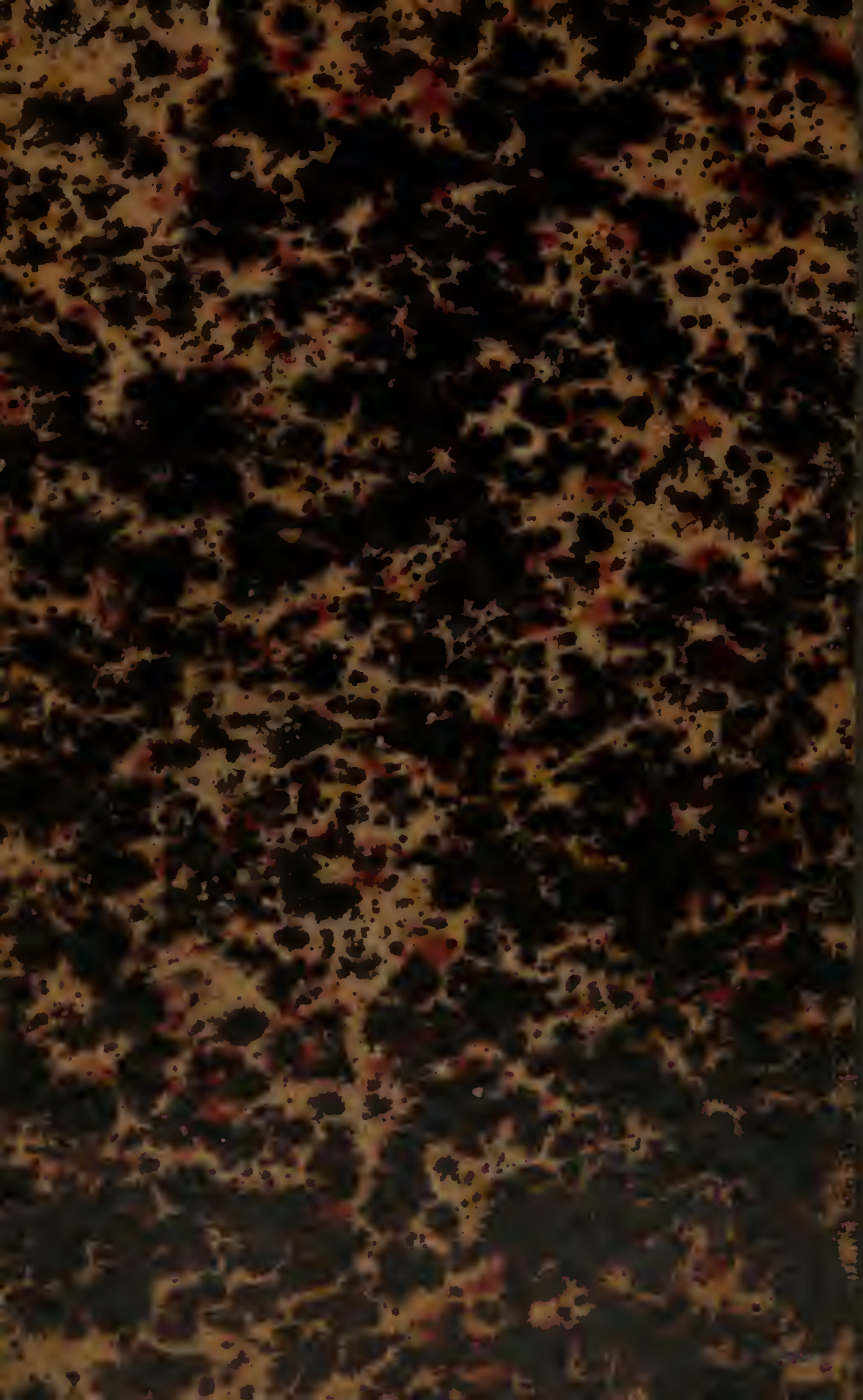
Register.

Abfasung, ... Seite 29
Ablauf, ... „ 29
Abseite, ... „ 15
Abside, Apsis, ... „ 1, 19
Ambonen, ... „ 19
Architrav, ... „ 7
Archivolte, ... „ 7
Arkade, ... „ 15
Arkadenbogen, ... „ 15
Arkadensims, ... „ 16
Atrium, ... „ 4
Attische Basis, ... „ 23
Backsteinkapitäl, ... „ 75
Balustrade, ... „ 18
Baptisterium, ... „ 36
Basilika, altchristliche . . . . „ 3
Basilika, antike . . . . . „ 3
Basilika, romanische . . . . „ 14
Basis, ... „ 23
Bogenfries, ... „ 31
Byzantinisches Kapitäl, ... „ 12
Centralanlage, ... „ 10, 36
Chor, ... „ 19
Ciborium, ... „ 4
Composita-Kapitäl, ... „ 6
Concha, ... „ 4, 19
Confessio, ... „ 4
Console, ... „ 7
Dachgesims, ... „ 30
Dachreiter, ... „ 62
Deckplatte, ... „ 26, 28
Diagonalrippe, ... „ 39
Diamantirtes Band, ... „ 29
Dienste, ... „ 64
Doppelkapelle, ... „ 36
Dreipaß, ... „ 57
Eckblatt, ... „ 21
Eckfäule, ... „ 29
Empore, ... S. 9, 16, 21, 52
Entasis, ... „ 25
Eselsrücken, ... Seite 71
Extrados, ... „ 40
Fächerfenster, ... „ 49
Fächergewölbe, ... „ 78
Fiale, ... „ 61
Fischblase, ... „ 71
Galerie, ... S. 16, 32, 57
Gewölbkappen, ... „ 37
Gierung, ... „ 37
Glasmalerei, ... „ 60
Glockenförmiges Kapitäl, . . . „ 27
Grabkapelle, ... „ 36
Gräte, ... „ 37
Griechisches Kreuz, ... „ 13
Gurt, ... „ 18
Gynäceum, ... „ 9
Hallenkirche, ... „ 53, 67
Hauptschiff, ... „ 15
Helm, ... „ 36
Hohlkehle, ... „ 24
Hufeisenbogen, ... „ 50
Intrados, ... „ 40
Ionisches Kapitäl, ... „ 6
Kämpfer, ... S. 12, 23, 35
Kämpfergesims, ... „ 23
Kanellirung, ... „ 72
Kapitäl, ... „ 23
Karnies, ... „ 28
Kelchförmiges Kapitäl, ... „ 27
Kielbogen, ... „ 71
Kleeblatt, ... „ 50
Knollen, ... „ 60
Korinthisches Kapitäl, ... „ 6
Krabben, ... „ 60
Kranzgesims, ... „ 30
Kreuzblume, ... „ 60
Kreuzdach, ... „ 35
Kreuzgewölbe, ... „ 37
Kreuzmittel, ... „ 18
Kreuzrippe, ... „ 39

Kreuzschiff, ... Seite 4, 18
Krypta, ... „ 21
Kubisches Kapitäl, ... „ 26
Kuppelgewölbe, ... „ 9, 38
Laibung, ... „ 17
Langhaus, ... „ 4
Lanzettbogen, ... „ 41
Lateinisches Kreuz, ... „ 13
Lectorium, ... „ 19
Lettner, ... „ 19
Lisene, ... „ 32
Logen, ... „ 21
Longitudinalgurt, ... „ 38
Maßwerk, ... „ 57
Mittelschiff, ... „ 4, 15
Monolith, ... „ 26
Mosaik, ... „ 7
Naht, ... „ 37
Nasen, ... „ 66
Nebenapsis, ... „ 20
Nebenschiff, ... „ 15
Netzgewölbe, ... „ 70
Nische, ... „ 19
Pendantiv, ... „ 9
Pfeiler, ... „ 23
Pfosten, ... „ 57
Pfühl, ... „ 24
Pilaster, ... „ 29
Plinthe, ... „ 24
Presbyterium, ... „ 4, 19
Pyramidendach, ... „ 35
Quergurtbogen, ... „ 38
Querhaus, ... „ 4
Querschiff, ... „ 4, 18
Radfenster, ... „ 48, 64
Rautenfries, ... „ 76
Renaissance, ... „ 73
Riese, ... „ 61
Römisches Kapitäl, ... „ 6
Romanisches Kapitäl, ... „ 26
Rose, ... Seite 48, 64
Rundbogenfries, ... „ 31
Säule, ... „ 23
Satteldach, ... „ 35
Schachbrettfries, ... „ 32
Schallöffnungen, ... „ 35
Scheitel, ... „ 39
Schiff, ... „ 4
Schildbogen, ... „ 37
Schildwand, ... „ 37
Schlußstein, ... „ 39
Schuppenfries, ... „ 32
Seitenschiff, ... „ 4, 15
Sockel, ... „ 30
Spitzbogen, ... „ 41
Spitzgiebel, ... „ 61
Spitzsäule, ... „ 61
Sterngewölbe, ... „ 39, 70
Strebebogen, ... „ 55
Strebepfeiler, ... „ 55
Thürsturz, ... „ 33
Tonnengewölbe, ... „ 37
Transversalgurt, ... „ 38
Tribüne, Tribuna, ... S. 3, 4, 19
Triforium, ... „ 57
Triumphbogen, ... „ 7, 18
Tudorbogen, ... „ 72
Tympanon, ... „ 33
Vierpaß, ... „ 57
Vierung, ... „ 18
Volute, ... „ 6
Vorhalle, ... „ 4, 21
Wasserschlag, ... „ 60
Wasserspeier, ... „ 56
Wimperg, ... „ 61
Würfelkapitäl, ... „ 26
Zackenbogen, ... „ 50
Zickzack, ... „ 32
Zierrippe, ... „ 39
Zwickel, ... „ 10, 41

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.


rlin
dquariat
Mhalienstr. 77.